

<https://www.dijg.de/artikel/coming-out-im-lockdown>

Coming-out im Lockdown

Ein Paradigmenwechsel in der evangelikalen Debatte

Inhaltsverzeichnis

Zu Martin Grabes Buch Homosexualität und christlicher Glaube: ein Beziehungsdrama.

Francke : Marburg 2020#

Mit dem Buch Homosexualität und christlicher Glaube: ein Beziehungsdrama hat Dr. med. Martin Grabe der sexualethischen Debatte, die auch in deutschen evangelikalen Kreisen seit Jahren geführt wird, eine zwar absehbare, in der deutlichen Positionierung jedoch neue Wendung gegeben. Grabes Plädoyer: „Homosexuelle Christen dürfen ebenso wie heterosexuelle Christen eine verbindliche, treue Ehe unter dem Segen Gottes und der Gemeinde eingehen und sind in der Gemeinde in jeder Hinsicht willkommen.“¹ Mit seinem „Vorschlag für eine Einigung“ setzt er sich dezidiert von bisherigen Stellungnahmen der in der Evangelischen Allianz Deutschland (EAD) organisierten Gemeinden, Verbänden und Kirchen ab.² Diese verpflichten sich zum vorbehaltlos wertschätzenden, geschwisterlichen Umgang mit gleichgeschlechtlich orientierten Gemeindegliedern: Kein Betroffener in und außerhalb der Gemeinde darf (vor-)verurteilt, zurückgewiesen oder diskreditiert werden. Die Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinschaft kann nicht an die Bedingung geknüpft werden, die sexuelle Orientierung zu verleugnen, zu verdrängen oder zu verändern. Allerdings gilt das Ausleben der Homosexualität, auch in verbindlicher Partnerschaft, weiterhin als unvereinbar mit einer biblisch fundierten Sexualethik. Folglich bleibt die Ehe als eine von Gott gestiftete Institution dem Lebensbund von Mann und Frau vorbehalten.³

Das Deutsche Institut für Jugend und Gesellschaft (DIJG) hat die Abfassung dieser Stellungnahmen beratend begleitet und mitgetragen. Auch deswegen ist es uns ein Anliegen, Martin Grabes Buch, seine Aufnahme und sein Echo im weiteren Kontext der sexualethischen Auseinandersetzungen und Herausforderungen im kirchlichen und säkularen Raum einzuordnen und zu kommentieren.

1 Der Lockdown als Echokammer sexualethischer Debatten#

Grabes „Vorschlag“ hat den bisher gültigen Konsens aufgekündigt und die in zentralen Gremien der Allianz bereits schwelenden Konflikte in christliche Nachrichtenportale und soziale Medien gespült. Zwar hat der Corona-Lockdown vorerst die um die Veröffentlichung angekündigten Präsenz-Veranstaltungen verhindert, die Kommunikation an der Basis schwillt jedoch weiter an und wird durch diverse politische, fachliche und publizistische Neuerungen, Verlautbarungen und signalstarke Ereignisse verstärkt.⁴ Die tektonischen Verschiebungen durch jenen „echten Paradigmenwandel“ (S.5), dem Grabe nun im evangelikalen Raum Rechnung tragen will, sind enorm. Auch die Signalwirkung seines Buches geht über das Anliegen hinaus, fromme Vorbehalte gegen gelebte Homosexualität in den Gemeinden aus dem Weg zu räumen. So hat die Kontroverse, die seit der Einführung der „Ehe für alle“ 2017 christliche Werke und Gemeinden in Zugzwang bringt, im pandemiegebremsten Land richtig Fahrt aufgenommen und erschüttert nicht nur die evangelikale Landschaft und ihre Subkulturen, sondern mittlerweile auch sämtliche Instanzen der römisch-katholischen Kirche in Deutschland. Um die Wende im pastoraltheologischen Diskurs einzuordnen, sollen zunächst jene Parameter in den Blick genommen werden, die die Botschaft des Buches verstärken und kontrastieren. Dabei wird zu fragen sein, inwieweit Grabes Vorstoß der Komplexität der Problematik, die er in den Kapiteln seines Buches anreißt, gerecht wird.

Verschärfte Therapieverbote ...#

Die markanteste Zäsur stellt das Gesetz zum Schutz homo- und transsexueller Minderjähriger vor Konversionstherapien dar, das vom Bundesministerium für Gesundheit vorgelegt und am 7. Mai 2020 vom Bundestag verabschiedet wurde. Unser DIJG hatte gut zwanzig Jahre über therapeutische Ansätze zur Begleitung von Menschen mit konflikthaft erlebten homosexuellen Gefühlen und Geschlechtsdysphorie publiziert und sich im

deutschsprachigen Raum für einen offenen, empiriebasierten Austausch über deren Chancen und Grenzen eingesetzt. Wegen dieses Engagements stand es zusammen mit Organisationen wie dem Institut für dialogische und identitätsstiftende Seelsorge und Beratung (IdiSB e.V.) oder dem Weißen Kreuz im Fadenkreuz politischer und medialer Angriffe, die sich auch an den Kongressen der Akademie für Psychotherapie und Seelsorge (APS) entluden, und die nach Grabes Darstellung wichtige Meilensteine seiner Sensibilisierung für das Anliegen homosexueller Christen bildeten. (S. 90f)

Seither fallen auch Veröffentlichungen, Referate und sogar seelsorgerliche Gespräche unter das Verbot, sofern sie als Werbung für Konversionstherapien oder als Druck auf Betroffene ausgelegt werden können. Die EAD sah sich genötigt, eine Handreichung für Gemeinden sowie Haupt- und Ehrenamtliche in der Jugendarbeit herauszugeben.⁵ Aus dem evangelikalen Raum, den die Befürworter des Verbots als gefährliches Terrain für homosexuelle Jugendliche einstufen, kam nur verhaltener Protest, etwa gegen die Missachtung der Anliegen Betroffener, die von entsprechenden Angeboten profitiert haben und nun befürchten müssen, keine therapeutische Unterstützung mehr zu erhalten. Doch auch juristische und therapeutische Einwände gegen die konkreten Gesetzesinhalte verhallten ungehört. Die EAD hatte kritisch zum Gesetzesvorhaben Stellung genommen und darauf hingewiesen, dass es die Freiheit von Verkündigung und Seelsorge auf unzumutbare Weise beschränkt. Einschlägige säkulare Fachverbände meldeten öffentlich Bedenken gegen ein pauschales Verbot von Therapiezielen bzw. von konkreten Interventionen an, die nicht gezielt homo- und trans-affirmativ vorgehen, sondern dem Klienten Raum bieten, sich über eigene Gefühle, Anziehung, Identitätsfragen und Lebensentwürfe klarzuwerden, ohne sich durch ein voreiliges Coming-out festzulegen.⁶

Es zeigt sich, dass über Grundsatz- und Richtungsfragen auch in der fachlichen und politischen Community erheblich weniger Einhelligkeit besteht, als die Agenda der „sexuellen Vielfalt“ vermuten ließe. Der Lockdown bevölkerte den virtuellen Raum mit Livestreams, Zoom-Konferenzen, Videos und Podcasts, die dadurch einem größeren Publikum zugänglich wurden, und förderte massive Interessenkonflikte und weltanschauliche Gräben innerhalb der feministischen und der LGBT-Bewegung zutage. Darunter ganz prominent die Debatten, ob und inwiefern Rechte von Frauen auf eigene Schutzräume mit den Rechten von Transfrauen⁷ auf Inklusion kollidieren; was es mit der rasant steigenden Zahl weiblicher Teenager auf sich hat, die eine Transition zum Mann⁸ anstreben – oder die nach massiven hormonellen und chirurgischen Eingriffen mit lebenslangen gesundheitlichen Folgen und Unfruchtbarkeit den beschwerlichen Weg zurück zur Frau gehen.⁹

Auch die Halbwertszeiten spekulativer Thesen über sexuelle, insbesondere queere Phänomene verkürzen sich rasant. Galt noch vor wenigen Jahren die Auffassung als fachlich und politisch korrekt, sexuelle Orientierung sei angeboren oder doch weitgehend unveränderlich in der Person angelegt, hat sich in den letzten Jahren das Konzept der Plastizität und Fluidität sexueller Vorlieben und Selbstsetzungen durchgesetzt.¹⁰ Lediglich das politische Feindbild „Heteronormativität“ scheint stabil zu sein. Kurioserweise waren also die empirischen, theoretischen und ideellen Prämissen, unter denen das Therapieverbot erarbeitet wurde, am Tag seiner Ratifizierung bereits obsolet – ganz zu schweigen von den fachlichen und juristischen Unzulänglichkeiten und Paradoxien, die in seiner konkreten Anwendung zutage treten werden.

... bei zunehmendem Therapiebedarf#

All diese Verwerfungen blendet Grabe in seinem Buch konsequent aus. Am Therapieverbot bemängelt er lediglich, dass es „ins Leere läuft“, weil seit dreißig Jahren ohnehin kein Therapeut mehr Konversion als Therapieziel festlege und weil das Gesetz die noch in diese Richtung aktiven Selbsthilfegruppen gar nicht erfasse. Beiläufig räumt er ein, dass im Zuge unterschiedlich motivierter Psychotherapien es „gelegentlich“ zu einer Änderung sexueller Präferenzen kommen kann. Meist in Richtung Homosexualität, und „vereinzelt“, „in seltenen Fällen“ zu einer Öffnung Richtung Heterosexualität, etwa bei Männern, die ihre komplizierten

Elternkonflikte aufarbeiten, aber auch nur als „ein Stück Bewegung auf dem Kontinuum der sexuellen Orientierung“ (S. 31). Frauen, die aufgrund von Traumatisierung eine sexuelle Aversion gegen Männer entwickelt hätten, blieben in der Regel bei ihren „subjektiv als Halt gebenden positiv empfundenen Neigungen“ (S. 32).

Grabe greift als Arzt und Therapeut gewiss auf klinische Erfahrungswerte zurück, wenn er für die Akzeptanz der Partnerschaft von Menschen wirbt, zu deren „stabiler Persönlichkeitsausprägung“ die Homosexualität gehört. Warum aber fragt er an keiner Stelle, mit welchem Recht junge Menschen per Gesetz daran gehindert (und Erwachsene per Schweigegebot davon abgehalten) werden sollen, im Zuge einer Therapie ihre Potenziale in diesem „Kontinuum“ auszuloten, etwaigen Aversionen auf den Grund zu gehen und womöglich zu überwinden? Erst recht im Falle einer bisexuellen Disposition – die im Buch unverständlicherweise noch nicht einmal Erwähnung findet –, wenn Betroffene etwa in der Entscheidung für eine heterosexuelle Partnerschaft oder bei Eheberatung unterstützt werden möchten.¹¹ Es ist zudem erwiesen, dass homosexuell orientierte Personen in Kindheit und Jugend, statistisch gesehen, signifikant früher und häufiger in sexuelle Handlungen involviert waren als heterosexuellen Altersgenossen.¹² Ebenso, dass diese Gruppe vermehrt dem Risiko von sexuellen Übergriffen vonseiten Älterer sowie stereotypen sexuellen Zuschreibungen durch Peers ausgesetzt war.¹³ Allein das spricht für ein gründliches Hinschauen und Hinterfragen im Zuge des homo- oder transsexuellen Coming-outs bei Jugendlichen und gegen Therapieverbote! Martin Grabe blendet diese Aspekte konsequent aus und winkt ein in vielerlei Hinsicht unzulängliches, auf politischen Druck erwirktes und grundlegende Freiheitsrechte beschneidendes Gesetz en passant durch. Ein Gesetz, das überdies sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität in einem Atemzug nennt, nicht fundiert zwischen Genderdysphorie und Transsexualität unterscheidet und das letztlich nicht die Minderjährigen unter Schutz stellt, sondern deren Transitionswunsch.

Während sich das Agitationsspektrum des LGBTTIQ**- Mosaiks bis zur Unkenntlichkeit auffächert und die identitätspolitischen Lager sich weiter ausdifferenzieren, trotten Politik und christliche – nun auch evangelikale – Ethiken den Trends hinterher. Wie das vom deutschen Innen- und Justizministerium gemeinsam lancierte Transsexuellengesetz, das die bislang durch das Personenstandsgesetz geregelten Belange zusammenführen und festlegen soll, dass Personen ab 14 Jahren ihr Geschlecht „selbstbestimmt“, ohne die bislang geforderten medizinischtherapeutischen Expertisen und ohne die Angleichung sekundärer Geschlechtsmerkmale wechseln können. Der Gesetzentwurf ist Teil einer EU-weit konzertierten Kampagne – von medizinischen und therapeutischen Fachverbänden bisher nahezu komplett unwidersprochen. Und dies, obwohl Gerichte zunehmend mit Klagen konfrontiert werden, in denen Detransitionierer¹⁴ im Nachhinein den Mangel an Aufklärung und an pädagogisch wie therapeutisch gebotener Hinterfragung ihrer juvenilen Transitionsbegehren anprangern. Wo werden diese Jugendlichen künftig kompetente psychologische Hilfe finden und wie kann fundierte Seelsorge ihrer Not geistlich begegnen? Auch diese Verwerfungen sind Bestandteil des „echten Paradigmenwandels“, um den es Martin Grabe in seinen Ausführungen geht, und hätten bei seiner Revision der Sexualethik zumindest im Horizont der Argumentation aufscheinen müssen.

Aufarbeitung von „sexualisiertem Missbrauch“ in der EKD#

Ebenfalls unter Corona-Bedingungen beschloss die Konferenz der zwanzig evangelischen Landeskirchen am 17. Juni 2020 die Beauftragung der umfassenden wissenschaftlichen Aufarbeitung des sexuellen Missbrauchs in ihren Institutionen. Sie sollen die Risikofaktoren, etwa in Bezug auf Kinder- und Jugendarbeit, Jugendfreizeiten und Pfadfinderarbeit, benennen. Ein längst überfälliges Projekt, das wie ein zeitverzögerter Respons auf den notvollen Prozess in der katholischen Kirche anmutet. Neben der Wahrnehmung von Einzelschicksalen und strukturellen Missständen will man auch konzeptionelle, ja ideologische Anfälligkeiten des eigenen Settings reflektieren. Als einen Faktor nach „evangelischem Muster“, der den Tätern zuspielte, hatte Bischöfin Kirsten Fehrs, vormals Sprecherin des Beauftragtenrates der EKD zum Schutz vor sexualisierter Gewalt, bereits

2018 die unreflektierte Adaption eines reformpädagogisch verbrämten sexuellen Liberalismus benannt.¹⁵ Man stellt sich, wenn auch zögerlich, den Altlasten einer trendigen Sexualmoral, deren Tiefpunkt ohne Zweifel die Hofierung des die Pädophilie sogar in seine Sexualpädagogik integrierenden Helmut Kentler durch evangelische Institutionen darstellt.¹⁶

Als das DIJG mit dem Seelsorgeteam der OJC Ende der 80er Jahre – quasi antizyklisch zu den auch in progressiven Kirchengremien gefeierten Errungenschaften der sexuellen Liberalisierung – begann, sich mit Voraussetzungen, Settings und Folgen von missbräuchlichem sexuellen Umgang mit und unter Jugendlichen zu befassen,¹⁷ standen die ersten Selbsthilfe- Organisationen in Deutschland noch allein auf weiter Flur. Allmählich besannen sich Fachleute und karitative Einrichtungen ihrer Zuständigkeit, allerdings recht konzeptlos und noch narkotisiert durch die von pädosexuellen Verbänden lancierten „emanzipatorischen“ Vorstöße, deren erklärtes Ziel es war, den kindlichen und jugendlichen Sexualtrieb von der repressiven Moral zu befreien. Erst die beharrliche Aufklärungsarbeit von Betroffenen, Therapeuten und Seelsorgern, seit der Jahrhundertwende flankiert von investigativer Publizistik, deckte Missbrauchsstrukturen in kirchlichen, politischen, sozialen und Bildungseinrichtungen auf und schärfte das Bewusstsein dafür, dass sexuelle Handlungen und ein sexualisiertes häusliches Umfeld für Kinder bereits traumatisierende Grenzüberschreitungen darstellen.

Zur gründlichen Aufarbeitung gehört auch die Bereitschaft, die im kirchlichen Umfeld ventilierten Konzepte, Prämissen und Begriffe einer Revision zu unterziehen. In Hinblick auf Jugendschutz und Prävention stellt sich etwa die Frage, was der Terminus „sexualisierte Gewalt“, der die zuvor gebräuchliche „sexuelle Gewalt“ durchgehend abgelöst hat, genau leisten soll, über die Tatsache hinaus, dass er eine Gewaltintention impliziert und die besondere Verletzlichkeit der Person im Bereich der Sexualität auf die Machtfrage reduziert? Folgt er nicht unreflektiert dem Axiom, sexuelle Handlungen per se seien ethisch und psychodynamisch neutral und nur dann traumatisierend, wenn sie zur Ausübung von Gewalt und Dominanz instrumentalisiert werden? Überblendet nicht eine solche Begrifflichkeit die Erfahrung, dass jegliche den oder die Partner verdinglichende Lust an sich als missbräuchlich erlebt oder erinnert werden kann? Weil Intimität als solche – ob einvernehmlich oder nicht, ob im Alters- und Machtgefälle oder unter Ebenbürtigen – grundsätzlich die Möglichkeit der Scham-, Gewalt- und Missbrauchserfahrungen birgt? Erst recht, wenn die Beteiligten sie zur Unzeit, emotional unreif oder gar abhängig, ohne schützende soziale Einbettung, womöglich in süchtigen Vollzügen oder unter moralisch fragwürdigen Umständen eingehen. Welche schützenden Grenzen und sicheren Settings brauchen Kinder und Jugendliche, welche Vorstellung von Leib, Geschlecht, Liebe, Fruchtbarkeit, Partnerschaft dient der Entfaltung ihrer Person und sexuellen Integrität – und wer hat es zu entscheiden? Auch diese genuin sexualethischen Fragen gehören in den Kontext.

Fortschreitende Dekonstruktion von Geschlecht, Ehe und Familie im virtuellen Raum#
Noch völlig unabsehbar ist, wie sich der Lockdown und die anhaltende physische Isolation von Kindern, Pubertierenden und jungen Erwachsenen auf deren sexuelle Selbst- und Leibbilder auswirkt, oder auf ihre (mit-)geteilten Erfahrungen, ihr Körpergefühl, Schamempfinden, auf die jeweilige Wahrnehmung und Deutung von Geschlechterstereotypen, auf (süchtigen) Pornokonsum und die davon stark Liebesbeeinflussten erotisch-sexuellen Imprinting-Prozesse.¹⁸ Denn all diese Impulse, Bilder und ihre Echokammern prägen nachweislich nicht nur die eigene Geschlechtsidentität und das Verhältnis zum anderen Geschlecht, sondern tragen auch zur Festigung bzw. Veränderung der sexuellen Objektwahl und Präferenzen bei.¹⁹ Jugendliche lassen sich zunehmend durch Peers, Ratgeberliteratur, Spielfilme und Pornos zum Experimentieren mit Partnern beiderlei Geschlechts animieren, während immer mehr Teens und junge Erwachsene angeben, sich nicht auf eine sexuelle Ausrichtung festlegen zu können – oder zu wollen.²⁰ Verstärkt wird diese Tendenz von der ungunstigen Dynamik jener Influencer-Blasen, aus denen sich Teens (oft auch ihre Eltern) informieren und von deren

Welterklärungen sie sich Lösungen für ihre Krisen erhoffen. Das alles prägt nicht nur den persönlichen Umgang mit romantischen Empfindungen, Selbstbildern und Sexualität, sondern formt auch komplexe Lebensentwürfe und bestimmt gesellschaftliche Wertfindungsprozesse, etwa zum Umgang mit ungewollten Schwangerschaften oder mit der geschäftsträchtigen Befruchtungsindustrie, in der Leihmutterschaft und anonyme Ei- oder Samenspende als legitime und ethisch unbedenkliche Mittel auch nichtheterosexueller Familienplanung gelten.

Eine Kuriosität unter den virtuellen Lockdown-Communities ist der privat aufgemachte, aber vom Evang. Kirchenfunk Niedersachsen-Bremen professionell in Szene gesetzte YouTube-Vlog „Anders Amen“. Darin erklärt ein evangelisches lesbisches Pastorinnenpaar dem vornehmlich jugendlichen Publikum ihr queeres Lebensmodell und die bunte Wahrheit des LGBTQ-Regenbogens. Roter Faden ist ihr eigener akuter Kinderwunsch. Die dörfliche Pfarrstelle der einen bietet das idyllische Setting; die mehrjährige Tätigkeit der anderen als Studienleiterin am Studienzentrum der EKD für Genderfragen in Hannover bleibt unerwähnt, zumal ihr Vlog-Part von den Widrigkeiten des Schwangerwerdens ausgefüllt ist. Und weil die Follower über die technischen, rechtlichen, finanziellen und emotionalen Details diverser Befruchtungsstrategien informiert werden müssen, bleibt in den 50 Vlogs kein Raum mehr für die Frage, ob dem Töchterchen zweier Mütter womöglich doch etwas fehlen könnte, wenn es über den anderen Teil seiner Herkunft – immerhin 50% – nichts zu Gesicht bekommt, außer vielleicht den Biodaten und dem Kleinkindfoto eines anonymen dänischen Samenspenders. Ein weiteres evangelisches Familien-Modell nach dem „echten Paradigmenwandel“ ...

Moralische Appelle im anthropologischen Niemandsland#

Es gäbe also immens viel über die Geschlechtlichkeit des Menschen zu reflektieren – gerne im interdisziplinären Austausch ethischer, psychologischer, pädagogischer, soziologischer, humanmedizinischer, therapeutischer Ansätze und auf der Grundlage einer biblisch zu begründenden Anthropologie. Martin Grabe aber kommt bei der Entfaltung des „Beziehungsdramas“ Homosexualität nahezu komplett ohne eine solche Kontextualisierung aus – eine bemerkenswerte Ausblendungsleistung, zumal evangelikale Christen, die praktizierte Homosexualität und homosexuelle Partnerschaften in ihren Gemeindealltag integrieren sollen, vor genau solche sexualethischen Herausforderungen gestellt werden.²¹ Vor Fragen, die weit über das bürgerlich-monogame Moralschema hinausreichen, das man umstandslos von hetero auf homo übertragen könnte.

Größtes Verdienst des Buches ist die dringlich eingeforderte Empathie und Solidarität mit den Betroffenen. Darin ist dem Arzt und dem Christen Martin Grabe gleichermaßen beizupflichten: Das seelische Wohl, die persönliche Würde der Betroffenen müssen oberste Priorität haben, wohingegen alles, was die Integrität ihrer Person vonseiten der christlichen Gemeinde und ihrer Repräsentanten verletzt, auf den Prüfstand gehört und im Licht des Liebesgebotes hinterfragt werden muss. Jede persönliche Leiderfahrung ist zudem eingewoben in eine über Jahrhunderte unhinterfragte Marginalisierungs- und Diskriminierungstradition der Mehrheitsgesellschaft, zu der auch Theologie und pastorale Praxis Munition geliefert haben. Bedenkenswert ist auch Grabes Appell, diverse individuell und kollektiv greifende Muster der Homophobie aufzudecken. Sie können jene „Versündigungsängste“ (die Angst, mit Gottes Geboten in Konflikt zu geraten) befeuern, die seiner Meinung nach Christen davon abhalten, ihre rigiden (Vor-)Urteile über Homosexualität aufgrund neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse in den Blick zu nehmen und zu hinterfragen. Auch darin ist Grabe beizupflichten, dass die konkreten Bibelverse, in denen es um gleichgeschlechtliche Handlungen geht und deren exegetische Deutung unter evangelikalen Theologen zunehmend kontrovers diskutiert wird, stets aufs Neue in Augenschein genommen werden müssen. Tatsächlich sagen sie wenig über die konkreten Ursachen und die Natur gleichgeschlechtlicher Anziehung bei Männern und Frauen aus. Es ist daher eingehend und umsichtig zu prüfen, ob und inwieweit die betreffenden Bibelstellen auf ein

generelles Verdikt gegen homosexuelle Partnerschaften im heutigen Sinne übertragen werden können.

Das ethische Dilemma bleibt jedoch bestehen. Denn Sexualität war und ist trotz oder wegen ihrer intimen Relevanz eine hochpolitische und – in allen Zivilisationen – eine spirituell aufgeladene Angelegenheit, rührt sie doch an das Intimste im Selbstverständnis eines jeden Individuums und ist zugleich Garant und Medium für das Fortbestehen der Menschheit. Jeder hat und verdankt sich der Geschlechtlichkeit, und jedem ist sie Quelle tiefer Sehnsucht und tiefen Leides. Nicht nur stellt sie einen wesentlichen Aspekt individueller Identität dar; der Diskurs der Sexualität generiert auch einen wesentlichen Aspekt kultischer und religiöser Selbstverortung. Auch und gerade für Israel und die junge Kirche ist dieser Diskurs regelrecht konstitutiv. Er dient geradezu als Alleinstellungsmerkmal. Keine noch so detaillierte kulturhistorische Kontextualisierung der einschlägigen biblischen Passagen kann die darin formulierten Vorbehalte gegen homosexuelle Praxis entkräften. Keine noch so geschichtssensible Differenzierung kann widerlegen, dass die biblischen Autoren, denen doch offensichtlich nichts Menschliches fremd war und die in Sachen Sex kein Blatt vor den Mund nahmen, eine sexuelle Partnerschaft von Menschen gleichen Geschlechts noch nicht einmal als randständige Option aufwerfen. Wobei es gänzlich unwahrscheinlich erscheint, dass ihnen diese sexuelle Präferenz als einigermaßen stabile Eigenschaft, als Hang oder gar Veranlagung, wie sie auch im antiken Schrifttum eingehend erörtert wird, gar nie untergekommen wäre.²²

Im Ringen um ethisch und biblisch relevante Antworten braucht es daher die über eine individuelle Alltagsmoral hinausreichende, erweiterte Perspektive auf menschliche Geschlechtlichkeit, stets reflektiert im gesamten Zeugnis der Schrift vom Menschen als Geschöpf: in seiner Bestimmung, in seiner leiblich-geistlichen Konstitution, in seiner Gebrochenheit und Erlösungsbedürftigkeit, aber auch in seiner Rehabilitierung in Christus.²³ Angesichts der fortschreitenden gesellschaftlichen Akzeptanz queerer Selbst- und Lebensentwürfe und erst recht angesichts der emotionalen Not der Betroffenen, die Orientierung von Kirche und Theologie erwarten, ist diese grundlegende Arbeit von immenser Wichtigkeit. Denn die Geschlechtlichkeit des Menschen ist – zumindest nach biblischem Verständnis und im Gefüge des Leibes Christi – keine rein libidinöse Disposition zur Arterhaltung, die es durch die Vervielfältigung von Partnerschaftsmodellen zu domestizieren und zu harmonisieren gilt, sondern eine anspruchsvolle und im Schöpfungs- wie Erlösungshorizont zu deutende, individuelle wie gesamtgesellschaftliche „Gestaltungsaufgabe“ (Peter Zimmerling), für die der biblische Kanon durchaus als maßgeblich zu gelten hat.

Doch eben diese größere Perspektive bleibt Martin Grabe seinen Lesern schuldig, und folglich verharren seine moralischen Appelle in einem anthropologischen Niemandsland. Ohne eine entsprechende Fundierung bleibt sowohl der exegetische Disput um „erlaubt“ oder „verboten“ als auch sein „Kompromissvorschlag“ zur vorbehaltlosen Integration gleichgeschlechtlicher Partnerschaften in das Gemeindeleben theologisch unverbunden und ethisch vage.

2 Homosexualität und die Umpolung der „Bekenntnisfrage“[#]

Nun ist Martin Grabe profiliertes christlicher Psychiater und Psychotherapeut und sein Votum gilt viel im evangelikalen Umfeld. Als Ärztlicher Direktor der Klinik Hohe Mark in Oberursel und als Vorsitzender der Akademie für Psychotherapie und Seelsorge (APS) war er auch in die Debatte über Sexualethik involviert, die Dr. Michael Diener noch als Präses des Gnadauer Verbandes in der Allianz angestoßen hatte (Grabe S. 95). Mit dem Buch ist der ohnehin brüchige Kompromiss über die exegetischen, moral- und pastoraltheologischen Fragen öffentlichkeitswirksam aufgekündigt.

Entsprechend gegensätzlich nehmen sich die Reaktionen im evangelikalen Umfeld aus: Die einen feiern das Buch als evangelikalen Durchbruch zu einem besseren Verständnis des

„biblischen Befundes“ und zur Herzenerweiterung im Sinne des christlichen Liebesgebotes, die anderen konstatieren die Preisgabe von profunden und bewährten sexualethischen Prinzipien aufgrund von exegetisch wie argumentativ wenig unterfütterten Pauschalisierungen. Viele antizipieren weitere Lagerbildungen, gar Spaltungen innerhalb der Allianz. In einem stimmen alle Seiten überein: Die Frage, wie Homosexualität im Kontext einer biblisch begründeten Anthropologie zu verorten und zu bewerten ist, ist keine Marginalie.

Schon die jüngste Stellungnahme von 2017 dokumentiert einen in langen Auseinandersetzungen errungenen Konsens. Das Anliegen der EAD, das sie übrigens mit dem Rat der EKD teilte²⁴, war es, zu verhindern, dass der Umgang mit Homosexualität in Verkündigung und Seelsorge sich zu einer Bekenntnisfrage zuspitzt, die nicht nur zur Isolation der Allianz sondern auch zu inneren Spaltungen führen könnte, wie bereits in einigen Kirchen und konfessionellen Dachorganisationen weltweit.²⁵ Ob sich die Fronten infolge der kontroversen Rezeption des Buches verfestigen werden oder ob sich der Umgang mit der „HS-Frage“ in den Gemeinden ohne explizite Lagerbildungen individuell ausdifferenziert, ist zur Zeit nicht abzusehen. Was sich hingegen abzeichnet, ist die Umpolung der schwelenden Bekenntnisfrage.²⁶

Martin Grabe will die konservative Haltung nicht im Sinne der Toleranz relativieren, sondern nachweisen, dass sie geradewegs unbiblisch und unethisch ist. Die Bereitschaft von Christen, homosexuelle Orientierung als von Gott gewollt zu betrachten und die gleichgeschlechtliche Ehe als segensreich und segnungswürdig ins Gemeindeleben zu integrieren, wird ihm zum Gradmesser des redlichen (evangelikalen) Umgangs mit der Schrift und der spirituellen Verwurzelung im Evangelium. Seine ins Feld geführten Erwägungen sind nicht neu, sondern werden seit Jahren unter Evangelikalen ventiliert.²⁷ Grabe geht insofern weiter, als er seine Einlassungen nicht als Anfragen an tradierte Normen formuliert, sondern diese aufkündigt und darauf verzichtet, zwischen den Positionen zu vermitteln. Er zieht einen kritischen Umgang mit praktizierter Homosexualität auf Grundlage einer christlichen Anthropologie und Sexualethik und im Bereich der Seelsorge²⁸ gar nicht mehr auch nur Betracht. Stattdessen wendet er den Vorwurf der Unvereinbarkeit mit Bibel und Bekenntnis gegen die konservative Position. Wenn er dann im Schlussakt des Beziehungsdramas den Meinungswandel, den er unter öffentlichem Druck und inneren „Versündigungsängsten“ vollzogen hat, als Läuterungsprozess beschreibt, bleibt wenig Raum, die „neue Sicht“, die „in [ihm] entstanden ist, zu der [er] jetzt auch stehen mag und will“, zu hinterfragen. Es bleibt auch wenig Bereitschaft, im theologisch-ethischen Diskurs „mit Spannungen zu leben“²⁹. Der Leser fragt sich, wie weit der „Gesprächsraum“ werden soll, den er in der APS zu eröffnen gedenkt, denn kurioserweise offenbart das Buch in der Summe eben jenen Mangel an Ambiguitätstoleranz, der üblicherweise konservativen Evangelikalen zum Vorwurf gemacht wird.

2.1 Enttheologisierung der Sexualethik#

Die Umpolung der Bekenntnisfrage offenbart also eine verstörende Gemengelage. Während in der öffentlichen Wahrnehmung die konservative Sexualethik Lehre und Gemeindepastoral bei „den Evangelikalen“ weiterhin zu bestimmen scheint, gilt das für deren Selbstwahrnehmung nur noch eingeschränkt. Der rasante Wertewandel erfasst nicht nur den individuellen Lebensvollzug, sondern auch das Meinungsklima im frommen Lager, insbesondere im konkreten Umgang mit homosexuell empfindenden Angehörigen und Gemeindegliedern. Allerdings verläuft dieser Prozess weitgehend situativ, beliebig und orientierungslos. Beide Seiten beklagen, dass der Raum für Wertedebatten enger wird. Konservative empfinden einerseits eine Einschränkung ihrer Gewissensfreiheit im öffentlichen Raum und fürchten andererseits um die Glaubensfundamente im religiösen Umfeld, was ihren Aktionsradius weiter beschneidet.³⁰ Progressive monieren, dass eine offene bzw. sich öffnende Positionierung in den evangelikalen Strukturen nicht möglich bzw. nicht gewollt ist, was sie wiederum aus Sorge um die Einheit zunehmend in Gewissenskonflikt bringt.³¹ Aus dieser Pattsituation lösen sich allmählich einige Protagonisten, die den Dissens publik

machen. Nicht nur Martin Grabe, auch Michael Diener hat sich nach seinem Ausscheiden aus dem Amt als Präses öffentlich zu seiner weitgehend veränderten Haltung bekannt.³² Klare Kante zeigte auf der anderen Seite das sich um Ulrich Parzany formierende Netzwerk Bibel und Bekenntnis bereits als Diener noch zu Amtszeiten seine Zweifel an restriktiven Positionen hat durchblicken lassen.³³ Parzany war es auch, der als einer der ersten Leser Grabes konstatierte: „Das Versteckspiel ist mit diesem Buch wohl zu Ende. Was kommt nun?“³⁴

Sowohl die kritischen als auch die beipflichtenden Rückmeldungen zum Buch zeigen, dass die maßgeblichen exegetischen Argumente pro und kontra bereits auf diversen Plattformen erörtert worden sind – übrigens von beiden Seiten erheblich differenzierter, als die Ausführungen Grabes vermuten lassen – und dass der „biblische Befund“ bezüglich „Homosexualität“ keineswegs so vage ist, wie Befürworter eines permissiven Umgangs es oft darstellen.³⁵ Deren und Grabes Beweisführung gründet auf der These, die Bibelstellen, die homosexuelle Handlungen verurteilen, seien „wenig aussagekräftig“ in Bezug auf das moderne Verständnis einer „homosexuellen Orientierung“. Folglich könne und dürfe man sie nicht auf homosexuelle Partnerschaften, „wie wir sie heute kennen“, beziehen. Biblisch legitimiert werden diese also ex negativo, während im Umkehrschluss Verdikte ex negativo delegitimiert werden, gemäß dem Prinzip nullum crimen sine lege – ohne Gebot kein Verstoß.

Dafür, dass sich die Forderung nach einer weitgehenden Öffnung exegetisch auf sehr dünnem Eis bewegt, schreitet die Umpolung der theologischen Beweislast mit frappierender Dynamik voran. So moniert etwa Thorsten Dietz, Professor für systematische Theologie an der Hochschule Tabor/Marburg, im (vorläufigen) Finale seiner vielbeachteten Worthaus Podcast- Serie Das Wort und das Fleisch, dass das Netzwerk Bibel und Bekenntnis „keine Position“ zur Homosexualität beziehe und es versäumt habe, klar zu definieren, wie sie das Phänomen deute. Damit falle es sogar hinter die weiche Position der EAD von 2017 zurück, die immerhin zugesteht, dass es, „offensichtlich so etwas wie gleichgeschlechtliche Anziehung als stabile Orientierung“ gäbe.

Diese Kritik an den Argumenten des konservativen Lagers³⁶ fällt allerdings auf das progressive Lager zurück. Denn während die Bremser immerhin auf umfassende und über 2000 Jahre bewährte systematische, ethische, pastoraltheologische, ekklesiologische usw. Konzepte zurückgreifen (könnten), um sie für die aktuellen Debatten fruchtbar zu machen³⁷, lässt eine einigermaßen schlüssige (post-)evangelikale Ehe- und Sexualethik der Vielfalt auf sich warten:

Was stellt sie dar, die Homo-, Bi- oder Transsexualität jenseits einer noch nicht einmal verallgemeinerbaren „stabilen Orientierung“ – biologisch, psychologisch, soziologisch, ethisch, geistlich?

Wie wäre sie exegetisch in einer Lehre vom Menschen, von Mann und Frau, von männlich und weiblich zu fassen – mit welcher Begründung und vor allem: mit welcher Perspektive? Welchen Grund und welches Telos hat sexuelles Begehren über Lustprinzip und Triebimpuls hinaus, den die Menschheit mit großen Teilen der Fauna teilt – und

was leistet überhaupt eine ethische Reglementierung dieses Triebes für die Reifung und Entfaltung der Persönlichkeit – im Hinblick auf Heterosexualität und Homosexualität?

Gibt es ein homo- und bisexuelles Äquivalent zu der an prominenter Stelle formulierten und mehrfach wiederholten Verheißung für das Ein-Leib- Werden von „Mann und Weib“, und wenn ja, worin besteht es?

Wie ließe sich der spirituelle Mehrwert gleichgeschlechtlicher Konstellationen beschreiben, der über die konkrete Liebesbeziehung hinausreicht, diese gewissermaßen transzendiert: essenziell als zivilisatorische Kohäsionsleistung und zeichenhaft im Sinne eines eschatologischen Verweises?

Denn – mal abgesehen von der Bagatelle der Weitergabe des Lebens – sind es diese Dimensionen des vielschichtig- spannungsreichen biblischen Geschlechterdiskurses, die die

Sonderstellung der Ehe gegenüber allen anderen zwischenmenschlichen Zuordnungen begründen und ihre hervorgehobene Schutzwürdigkeit in Gemeinde und Gesellschaft betonen. Sie bilden die narrative und begriffliche Basis für eine entsprechend legitimierte Sexualethik.

Solche Fragen werden aber gar nicht erst gestellt, auch nicht von Martin Grabe. Die Befürworter der Liberalisierung haben bislang nicht offengelegt, ob und inwieweit sie (radikal-)feministische, konstruktivistische, gender- und queertheoretische Konzepte, die sich bereits fest an den theologischen Lehrstühlen der Landeskirchen bzw. in diversen einschlägigen Studienzentren, Arbeitskreisen und auf Plattformen für queere Exegese etabliert haben, bei ihren eigenen pastoraltheologischen Erwägungen für maßgeblich halten bzw. inwieweit sie sich von ihnen abgrenzen. Wenn also das evangelikale Christentum, wie Thorsten Dietz konstatiert, in einer tiefgreifenden „Umformungskrise“³⁸ steckt, dann wäre dafür ein sicheres Indiz die fortschreitende Enttheologisierung der Sexualethik. Während Progressive ihren konservativen Kontrahenten starren Moralismus vorwerfen, erschöpfen sich ihre eigenen Argumente erst recht in moralisierenden Appellen für eine Akzeptanz von nicht näher definierten queeren Selbst- und Lebensentwürfen im Namen eines vage bestimmten christlichen Liebesgebotes.

2.2 (Post-)Evangelikale Selbstdemontage im Zeichen sexueller Diversität#
Martin Grabes Plädoyer folgt u.a. drei argumentativen Hauptsträngen, in denen eine progressive Denke zutage tritt, die sich von ihrem evangelikalen Boden zu emanzipieren sucht, um ihn noch fester zu stampfen.

Inverser Biblizismus: Endstation Verbots- und Gebotsethik#
Dieser Strang folgt dem bereits skizzierten exegetischen „Nachweis“, dass die Verbote und Ahndung in der Schrift sich lediglich auf kultische oder gewalttätige Praktiken beziehen, die man damals wie heute zu recht sanktioniert, nicht aber auf den Geschlechtsverkehr zwischen „Homosexuellen“, da sie gar nicht im Horizont „der Menschen der Antike“ gewesen seien. Diese Argumentation hebt das strenge sexualethische Regime nicht auf, sondern verschiebt nur die Linie, um dann die neu definierten No-Gos wieder aufs strengste zu markieren – etwa Sex mit Minderjährigen, Sex im Machtgefälle nebst dem schon bekannten Inzest, Promiskuität und Ehebruch. Auf der anderen Seite werden alle bejahenden biblischen Aussagen über Erotik und über die Verheißungen für bzw. Anforderungen an bräutliche und eheliche Gesinnung und Intimität (neuerdings auch bezüglich Elternschaft!) nahezu eins zu eins aus dem heterosexuellen in den homosexuellen Kontext übertragen und mehr oder weniger nachdrücklich als biblisch verbürgte Rechte für alle eingeklagt. Sprich: überkommene evangelikale Gesetzlichkeit wird durch fortschrittliche evangelikale Gesetzlichkeit ausgetrieben.

Halbherzige Sündenfall-Theologie: Not als Tugend#
Dieser Strang bündelt die Annahmen, dass sich die heteronormative Sexualethik (oder Sexualethik überhaupt) nicht aus einer biblisch zu begründenden Anthropologie (Reizwort „Schöpfungsordnung“) herleiten lässt. Entweder weil der denkbar knappe Schöpfungsbericht und/oder die sexuellen und ehelichen Gepflogenheiten der Glaubensväter und -mütter eine solche gar nicht hergäben. Oder weil eine „Ordnung“, sofern sie in der Mann-Frau-Einehe noch eine erstrebenswerte Ausprägung fände, aufgrund der Gebrochenheit menschlicher Existenz ohnehin nicht ausschlaggebend sein könne. Oder aber weil alles, was Menschen als sexuelle Identität oder Orientierung an sich wahrnehmen, als von Gott bejaht, gewirkt, ja sogar gewollt, einen integralen Bestandteil des dynamischen Schöpfungsgeschehens darstelle, dessen Diversifizierungsprozesse der Mensch selbst kreativ mitgestalten soll. Je nach Nuancierung könnten also LGBTQ-Personen entweder als insbesondere Leidtragende des Lapsus einen Anspruch auf lebbare „Notordnungen“ für ihre partnerschaftliche Lebensgestaltung (analog zu Ehescheidung, Leviratsehe u.ä.)³⁹ geltend machen oder, – und dahin geht der Trend –, sollten ihre Sexualität als einen Ausdruck geschöpflicher Vielfalt würdigen und feiern. Diesbezüglich hält sich Martin Grabe konsequent bedeckt; als

erschiene ihm jegliche normative Priorisierung bereits als lieblose Zumutung oder als obsolet.

Dabei rührt auch diese Frage an theologische Grundfragen über das Wesen und die Gesetzmäßigkeiten der Schöpfung – auch in ihrem Verhältnis zum Schöpfer; an Fragen über den Menschen, über seine Bestimmung, sein Leiden und sein Heil.⁴⁰ Erst vor diesem großen, dynamischen Horizont ergeben konkrete Reglements sexueller Sittlichkeit, die dem Wandel der Zeit unterliegen, überhaupt einen Sinn und können spirituell erschlossen werden. Für eine tragfähige, sich als evangelikal apostrophierende Sexualethik braucht es daher vor allem eine im Zeugnis der Schrift verankerte Vorstellung vom Geschöpf und vom Schöpfer: ein kohärentes Konzept, das sich mit anderen Welt-, Gottes- und Menschenbildern auseinander- und ggf. sich von diesen absetzt. Stattdessen heften sich progressive Post-Evangelikale an die Fersen ihrer liberalen Kollegen, denen der queere und kritische Umgang mit der Schrift ungleich mehr und wagemutigere Deutungsspielräume eröffnet als das eigene fromme Bibelverständnis. Folglich geraten sie exegetisch hier wie da ins Hintertreffen und zuweilen mächtig ins Trudeln. So dreht auch Grabe beim Umkreisen der Frage, ob es überhaupt schöpfungsgemäße und schöpfungswidrige Sexualität gibt, und falls ja, wie die eine jeweils von der anderen zu unterscheiden wäre, wunderliche Pirouetten.

Affektbasierter Moralismus: Gut ist das, was sich gut anfühlt#

Für die weitgehende Akzeptanz gleichgeschlechtlicher (und perspektivisch weiterer?) Lebensentwürfe wird als Argument ins Feld geführt, es sei lieblos, unethisch und unzumutbar, homosexuell veranlagten Menschen ein erfülltes Sexualleben und intime Partnerschaft vorzuenthalten. Nun ist es in der Tat geboten, restriktive moralische Konventionen, auch und erst recht im christlichen Kontext, daraufhin zu prüfen, ob sie mit dem umfassenden Liebesgebot des Evangeliums vereinbar sind, oder ob sie die Lebensqualität Einzelner empfindlich mindern, ihre Rechte schmälern oder gar ihre Würde in Abrede stellen. Dazu gehört ohne Frage der Hinweis auf die äußerst leidvollen Diskriminierungserfahrungen von Betroffenen in Kirche und Gesellschaft, deren selbstkritischer Aufarbeitung sich auch christliche Werke und Gemeinden stellen müssen. Dazu gehört ebenso die gründliche Durchleuchtung von homophoben Reflexen, und Verdrängungs- und Ausgrenzungsmechanismen in Gemeinde, Verkündigung und Seelsorge, die dem besseren Verständnis für die Betroffenen und letztlich auch einem tieferen geistlichen Verständnis von Geschlecht und Sexualität im Wege stehen könnten. Sachliche Irrtümer und moralische Missstände gehören aufgedeckt, daher ist dem Autor beizupflichten, wenn er sie auf der Grundlage der eigenen (geistlichen) Biographie reflektierend anschaulich macht und ein konsequentes Umdenken einfordert.

Grabes moralische Argumentation wird jedoch inkonsistent, wenn er seine Forderung mit dem absoluten Liebesgebot Jesu begründet. In seinem finalen Plädoyer setzt er die Weigerung der Evangelikalen, die homosexuelle Ehe in der Gemeinde zu akzeptieren, mit dem Zögern des Petrus parallel, das Evangelium auch Nicht-Juden zu verkünden. Dieses Zögern diagnostiziert Grabe als eine tiefsitzende „Versündigungsangst“, die es zu überwinden gelte: So wie Petrus in der Vision von Gott aufgefordert wird, allerlei unreine Tiere zu essen – sprich: auch Heiden in die Gemeinschaft zu integrieren –, sollen sich fromme Christen aufgefordert sehen, ihre obsolet gewordenen Ansichten über erlaubte und unerlaubte sexuelle Verhaltensweisen und Bezüge zu revidieren.

Diese Analogie ebnet kurzerhand die zuvor von Grabe selbst vorgenommene Unterscheidung zwischen kultischen und ethischen Maßgaben ein, die doch sowohl die Evangelien als auch die junge Gemeinde ausführlich erörtern. Denn während Jesus (und die Apostel) kultische Speise- und Reinheitsgebote aufheben, um deren verschüttete ethische und spirituelle Dimension freizulegen, bestätigen und radikalieren sie sexuelle Reglements, um den transzendenten Bezugrahmen der bräutlichen Liebe aufzuzeigen und die Unverbrüchlichkeit der Mann- Frau-Ehe zu postulieren. Davon ganz zu schweigen, dass die Speisegebote nach strengem jüdischem Verständnis nur für Angehörige des Israel-Bundes

galten, für nichtjüdische „Fromme“ hingegen fakultativ waren. Petrus wird in der Vision also nicht mit einer neuen (Liebes-)ethik konfrontiert, sondern mit der Neujustierung einer auf die Völker erweiterten Israel-Identität in Christus.

Problematisch ist Grabes Appell auch insofern, als er Toleranz, konkret das uneingeschränkte Ja zur homosexuellen Lebenspraxis zum ultimativen Maßstab christlicher Liebe erhebt. Er lehnt darum auch die Auffassung, nicht die homosexuelle Orientierung, aber ihr Ausleben sei sündhaft, als nur „gewollt entgegenkommend“ ab: sie mache das Leben der Betroffenen „nicht unbedingt leichter“ (S. 64), weil sie ihnen signalisiere: „Du bist nicht richtig wie du bist“. Das sei ein Grundgefühl, mit dem kein Mensch gesund bleiben könne; das gelte auch für Selbsthilfegruppen, die das Gefühl, nicht richtig zu sein, verstärken, sofern sich die ersehnte Veränderung nicht einstellt. Nun ist die Frage, wie einem destruktiven Selbstempfinden angemessen zu begegnen sei, nicht nur therapeutisch, sondern auch pastoraltheologisch von allerhöchster Dringlichkeit, insbesondere dann, wenn das Gefühl des Ungenügens durch Normen und Maßstäbe genährt oder sogar verursacht wird, denen eine Person aufgrund ihrer Disposition nicht entsprechen kann. Hier braucht es die enttabuisierte Auseinandersetzung über ethische Grundsatzfragen, über neue humanwissenschaftliche Erkenntnisse sowie über eine zeitgemäße, dem Einzelnen dienliche, konkrete seelsorgerliche Handhabe. Denn nur so wird man intimen und die Persönlichkeit in ihren Tiefenschichten betreffenden Angelegenheiten wie das sexuelle Begehren und die sexuelle Selbstverwirklichung angemessen begegnen können.

Doch ethisch adäquates Handeln legitimiert sich nicht dadurch, dass positive und förderliche Gefühle bestätigt und verstärkt, konflikthafte und destruktive hingegen vermieden oder verhindert werden – weder im Umgang mit den Gefühlen der Betroffenen noch im Umgang des Seelsorgers mit eigenen Gefühlen angesichts der notvollen Erfahrungen der Betroffenen. Wenn ethische und fachliche Kriterien in der Seelsorge durch affektbasierte Moral neutralisiert werden, dann greift eine neue, subtilere Variante der „Versündigungsangst“: gegen ein diffuses Liebesgebot zu verstoßen, das im Gegensatz zum Liebesgebot Jesu nicht aus der Herzensbewegung des Liebenden hervorgeht (liebe deinen Nächsten wie dich selbst), sondern sich den Erwartungen des zu Liebenden (wie dein Nächster es gerne hätte) fügt. Es ist mehr als fraglich, ob eine derart außengelenkte Liebe dem zu Liebenden überhaupt gerecht werden kann.

3 Sexualmoral – Nachhut oder Avantgarde?#

Auch in dieser Hinsicht bleiben Grabes Ausführungen also hinter dem eigenen Anspruch zurück, die sexualethische „Grenzfrage“ nach den Maßgaben einer im biblischen Gottes- und Menschenbild verankerten Ethik zu durchdenken und die Schlussfolgerungen umfassend und schlüssig zu begründen. Der Versuch, evangelikale Paradigmen mit konter-evangelikalischen Argumenten auszuhebeln, mündet unweigerlich in der Aporie. Die sich offenbarende Dekompensation der evangelikalischen Bewegung, ein „Verwirrtsein“, das Thorsten Dietz selbstironisch als „ein Qualitätszeichen“ 41 begrüßt, wirkt freilich in beide Richtungen. Denn auch die konservative Position bleibt weit hinter dem eigenen Anspruch zurück, wenn sie sich in zermürbenden moralischen Rückzugsgefechten und reiner Bestandswahrung erschöpft. Es geht in der Sexualethik nicht um gemeindliche Konventionen, Geschlechterrollen oder Reglements der Sittsamkeit, sondern grundlegend um die Integrität des Menschen in seiner leiblich-geschlechtlichen Existenz.

Nicht von ungefähr schlagen sich aktuelle gesellschaftliche Debatten in besonderer Weise am Verhältnis der Geschlechter nieder und offenbaren eine essenzielle Krise der post-humanistischen Anthropologie. Im „Geschlecht“ als dem vorgegebenem und dem kulturell geformtem Leib und in seinem mehrdimensionalen Bedeutungsfeld von genera (Geschlechter), generationes und gentes (Völker) kulminieren die konkreten leiblich-vitalen Bezüge und Konflikte unseres menschlichen und zwischenmenschlichen Daseins. An ihnen entzünden sich ethische Belange von großer Tragweite: Wann und wodurch beginnt menschlich-personales Leben und wann endet es, wo verläuft die Grenze zum Tier und wo

zur Maschine, wie umgehen mit den biotischen Bestandteilen und den virtuellen Repräsentationen der Person? Was ist der Mensch als Mann, als Frau – im Bilde Gottes? Es braucht einen frischen Blick auf diese uralten Fragen. Einen, der sich wohl von den gesicherten Pfründen der arrivierten Moral eines arrivierten Christentums emanzipiert, nicht aber von den biblischen Prämissen. Eine Perspektive, die es nicht als Bedrohung, sondern als Chance begreift, wenn die im besten Sinne orthodoxe Sexualethik aus dem Mainstream entkirchlichter wie christlich-kirchlich etablierter Lebensvollzüge an die Peripherien gedrängt wird. Denn gerade an der Peripherie kann sie ihre geistliche Leuchtkraft und ihr kraftvolles transformatives Potential entfalten: so wie einst im Werden des Bundesvolkes an der Tora und im Werden der Kirche als „Kontrastgesellschaft“ (Gerhard Lohfink) durch die alles verwandelnde Kraft des Evangeliums.

Die sexualethischen Diskurse, die mit konstruktivistischen Gender- und Queerperspektiven angereichert die evangelikalen Gemüter erregen, sind weder neu noch originell. Sie ventilieren die alten Fragen, Ängste und Sehnsüchte des Menschen um Fruchtbarkeit, Liebe, Ehe, Sex, Moral und Macht. In deren Dickicht von kleinmütigen Kompromissen und enthemmtem Größenwahn schlägt das biblische Zeugnis mit den Geschichten der Väter und Mütter des Glaubens sowie den Lebensregeln des alten und des neuen Bundes eine Schneise der lebendigen Hoffnung und der Verheißung von Frieden und Fülle. Dieses Zeugnis dürfen wir neu hören und vernehmen lernen, wie schon Israel am Sinai und die Gemeinde in Rom. Nicht als Verwalter tradiert Gewissheiten und abgehangener Idealbilder unserer selbst, sondern als ernstlich Fragende und Suchende, die sich der erbarmungswürdigen Realität der eigenen Existenz bewusst sind.

3.1 Die Nöte sind trivial – das biblische Narrativ ist revolutionär#

Angesichts der realen Nöte und der seelischen wie spirituellen Verwahrlosung unserer Gattung erscheint es alles andere als trivial, dass die Menschheit aus „Männern“ und „Frauen“ besteht, und dass Männer Frauen und Frauen Männer begehren, oder dass ein Mann nur eine Frau zu begehren hat und sie sogar liebt – und umgekehrt. Es versteht sich nicht von selbst, dass überhaupt jemand jemanden liebt; es ist vielmehr ein Wunder, ein Mysterium, oder zumindest ein unverdientes Geschenk.

Trivial hingegen ist, dass der Homo sapiens, ausgestattet mit Sexualtrieb und einer schier grenzenlosen Phantasie, ihn zu realisieren, frustriert zur Kenntnis nehmen muss, dass seine Libido nicht allein durch seine verwundbare, beschämbar, letztlich dem Tod anheimgegebene Physis begrenzt wird, sondern auch von einem menschlichen Umfeld voller Ambivalenzen und Antagonismen. Zu dieser trivialen Realität gehören auch seine eigenen, einander widerstrebenden Bedürfnisse: nach Verbundenheit und nach Autonomie; nach Stimulation und nach Entspannung; nach dem Fremden und dem Vertrauten, nach Veränderung und nach Kontinuität – auch und erst recht in seinen intimen, ja intimsten Vollzügen. Vor allem aber ringt er mit dem, was ihn als Menschen vor allen anderen Geschöpfen auszeichnet und was in seiner Geschlechtlichkeit unumgänglich zum Ausdruck gelangt: mit der unstillbaren Sehnsucht, seiner Selbst vergewissert zu werden und dabei über dieses Selbst hinauszuwachsen. Das ist trivial und zugleich der Stoff, aus dem alle menschlichen Dramen sind – nicht nur das von Versündigungsängsten durchwaberte „Beziehungsdrama“ zwischen heteronormativen Mehrheitschristen und der nicht-konformen Minderheit, hinter dessen Kulissen Grabe seine Leser navigiert.

Das Drama der Homosexualität ist nur eines von vielen Szenarien im grandiosen Drama menschlicher, leiblicher und geschlechtlicher Existenz, deren Sedimente den reichhaltigen, nichts beschönigenden und vom Leben in allen seinen Facetten durchdrungenen biblischen Befund bilden. Auf diesem Boden wird das Reden über Sex nur dann zu einem Narrativ der Avantgarde, wenn es an den Verheißungen Maß nimmt, die in der Schrift Konturen gewinnen. Dazu muss sie das große Drama von seiner einzigartigen Peripetie, der entscheidenden Wende her neu und lebendig deuten und lehren: vom rettenden Hineinsprechen des Schöpfers in die bis zur Unkenntlichkeit entstellte Schöpfung. Von

dieser Peripetie her liest sich der Genesis-Hymnus nicht als die nostalgische Reminiszenz eines obsolet gewordenen Entwurfs, das Martin Grabe in Kap 5 Und was ist mit der Schöpfungsordnung? unsentimental zu Grabe trägt, um die Folgen des Sündenfalls als die Neuauflage von „Gottes Willen“ für den Menschen zu konstatieren.

Von der Peripetie her liest sich der Schöpfungsbericht mit der Erschaffung von Mann und Frau als eine richtend-aufrichtende Gegenrede zu der alten Lüge der Schlange, unsere geschöpflichen Grenzen wären ein Makel, und zu den verworrenen mythischkultisch-diskursiven Spin-offs dieser Lüge jenseits von Eden, die das Ebenbild Gottes im Menschen verdunkeln, während dieser in sich gekrümmt in Selbstbespiegelungen versteinert. Von hier liest sich auch die Fleischwerdung des Logos nicht als das universelle Okay zu den vorfindlichen Zuständen, das den „Zwischenraum nach Sündenfall und vor endgültiger Gottesherrschaft“ inmitten „divergierender Wünsche und Kräfte, basierend auf Willensfreiheit, bösen Mächten und Gottesbeziehung“ (Grabe, S. 54) ein wenig erträglicher, kuscheliger und sinnhaltiger macht. Die Fleischwerdung des Logos liest sich als Bestätigung der selben göttlichen Gegenrede, die durch die Genesis hallt, und die nun als Menschensohn in Menschenworten redet, um alle faulen Kompromisse aufzukündigen. Er garantiert durch sein Wirken, seinen Tod und seine Auferstehung die Wiederherstellung sämtlicher geschöpflichen Bezüge. Er ruft die Seinen nicht in irgendeinen Zwischenraum, schon gar nicht in ein Safespace, sondern aus Bindungen und Festlegungen heraus in den Raum der Freiheit: in die Gemeinschaft mit sich selbst. Der Raum der Freiheit ist keine Komfortzone, in der man endlich dürfen muss, was man schon immer hätte mögen.

3.2 In der Liebe reifen als Männer und Frauen – ein Lebensprojekt mit Verheißung#
Ja doch! Willkommen in der Gemeinde Jesu ist jeder „in jeder Hinsicht“, als der oder die Person, die er ist. Willkommen im Raum der Freiheit, in der alle miteinander das Wagnis eingehen, als Mensch – als Frau oder als Mann nach Gottes Herzen – zu reifen und Frucht zu bringen! Willkommen in der Liebesschule Gottes, in der wir alle zaghafte Anfänger sind, Christus aber der Vollender. Das Evangelium ist die Einladung in diese Weggemeinschaft:

In dieser Gemeinschaft wird der sein Leben gewinnen, der bereit ist, es um Christi willen zu verlieren. Das Verworrene ordnet sich und die Liebe wächst in heil werdenden, fruchtbaren Bezügen, denn auch das Scheitern ist beschlossen in Gottes Barmherzigkeit. Geschändete Frauen finden ihre Würde und hartherzige Männer ihre Liebe wieder, weil Christus sie lehrt, wie es von Anbeginn gedacht war. In dieser Gemeinschaft trinken die Neuvermählten guten Wein aus Krügen und Jünger das Leben aus dem Kelch des Bundes. In dieser Gemeinschaft schließen Väter ihre Tochter, Witwen ihren Sohn, Schwestern ihren Bruder wieder mit neuem Leben in die Arme.

In dieser Gemeinschaft kann auch wer nicht in einen Ehe-Leib eingefügt ist, – ob dazu unfähig, ob daran gehindert oder aus eigenem Entschluss –, die Fülle der Zugehörigkeit und der Liebe finden. Ein jeder reift als Frau oder als Mann hinein in eine mütterliche und väterliche Fürsorge für die kommende Generation.

In dieser Gemeinschaft ist das sexuelle Begehren ethisch eingehegt und der ehelichen Intimität vorbehalten. Dadurch erst kommt die wahre Vielfalt liebender Beziehungen zwischen Männern und Frauen, Männern und Männern, Frauen und Frauen zum Leuchten: in der Liebe der Eltern zu ihren Kindern beider Geschlechts – und der Liebe von Kindern zu ihren Eltern beider Geschlechts, in der Liebe unter Brüdern und unter Schwestern, leiblichen wie geistlichen, unter Freunden, Nachbarn und Bundesgenossen, ja selbst unter Feinden. Liebe, die wahrhaftig ist, tragend und inklusiv.

In dieser Gemeinschaft gelangt der Eros als exklusives und leidenschaftliches Begehren zu seiner ureigenen Bestimmung, weil er in der Liebe von Christus und der Gemeinde als seiner Braut verankert ist: Mann und Frau sind keine Genderkonzepte entlang eines Spektrums

zwischen männlich und weiblich, sondern jeweils in der Liebe zum Anderen als dem Anderen geformte Wesenheit und am Anderen reifende Identität.

In dieser Gemeinschaft erfährt die Leiblichkeit als schöpferisches und schöpfungsgemäßes Humanum ihren überfließenden Sinn im Verwiesensein der Geschlechter (genera) aufeinander. In der Polarität von Mann und Frau fügen sich die Koordinaten von Raum, der die Völker (gentes), und von Zeit, die die Generationen (generationes) beherbergt, zu Gottes versöhnlicher Geschichte mit der Menschheit.

Das ist das genuin biblische Narrativ als die revolutionäre, belebende und alles verwandelnde Gegenrede zu der Kakophonie versehrter und ihrer Bestimmung entfremdeter Identitäten, die sich in beliebigen, losen Segmenten oder erstarrenden Stereotypen von Männlichkeit und Weiblichkeit verlieren. Es braucht Gemeinden, die dieser Gegenrede unbeirrt Gehör verschaffen, auch wenn sie damit an die Peripherie geraten; dort ist wenigstens Raum für Neues.

Heterosexuelle wie homosexuelle Christen sind heute freier denn je. Der Druck restriktiver Konventionen schwindet zunehmend, während die gesellschaftliche Akzeptanz für individuelle Lebensentwürfe wächst. Frauen und Männer entscheiden selbst, wie sie leben. Auch, ob sie sich in den zersplitternden Segmenten sexueller Identität(en) einrichten und bei dem verharren, wie sie sind oder was sie zu sein meinen, oder ob sie unter der Zusage des biblischen Zuspruchs unterwegs bleiben und der Sehnsucht in sich nach dem ganz Anderen nachspüren. Jener Sehnsucht, die tief in unser Menschsein eingesenkt ist und auf die nichts so deutlich verweist wie unsere Geschlechtlichkeit. Wir sind freier als je zuvor zu entscheiden, ob wir dieser Sehnsucht folgen. Auch durch Widrigkeiten, Scheitern, Schmerz oder Verzicht – aber im Vertrauen auf den, der uns nicht ohne Grund als Frauen und Männer erschaffen hat. Das Wagnis hat eine große Verheißung. Der Ruf gilt. Und die Rede ist heute nicht weniger gegen den Trend als vorzeiten am Sinai oder am Palatin in Rom.

Martin Grabe: Homosexualität und Christlicher Glaube: ein Beziehungsdrama. Marburg 2020, S. 76. ↑

Zuletzt die 2017 vom Hauptvorstand der EAD veröffentlichte Erklärung: Ehe als gute Stiftung Gottes – EAD beschließt Leitgedanken zur Ehe und Homosexualität. www.ead.de/ehealsgutedstiftunggottes/ (Zugriff 4.5.2021) ↑

Diese Position bekräftigte Ekkehart Vetter als 1. Vorsitzender der EAD in seiner Stellungnahme zu Martin Grabes Buch: www.ead.de/28072020-fuer-alle-gilt-aus-gnade-seid-ihr-selig-geworden-durch-glauben/ ↑

Etwa die Zoom-Konferenz am 18.2.2021 von Coming-In, einer Plattform der evangelikalen LGBT-Organisation Zwischenraum, bei der Martin Grabe als Referent auftrat. ↑

„Gesetz zum Schutz vor Konversionsbehandlungen“. Eine Handreichung für christliche Gemeinden. DEA, V.i.S.d.P Gerhard Schink, verfügbar auf politik.ead.de/fileadmin//user_upload/2020_Konversionstherapie.pdf (Zugriff 4.5.2021) ↑

Vgl. Kommentar der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft vom 11. März 2020 zu der Ad hoc-Stellungnahme des Deutschen Ethikrates zu „Transidentität bei Kindern und Jugendlichen“ zu erreichen unter www.dgsmw.de/news/und-das-Schreiben-Arztinnen,-Therapeutinnen-und-Paedagogen-an-die-Abgeordneten-des-Dt.-Bundestages-vom-26.4.2020. www.emma.de/sites/default/files/offener-brief_konversionstherapie.pdf (Zugriff 4.5.2021) ↑

Etwa der Vorwurf gegen J.R. Rowling, sie sei ein Trans-Exclusionary Radical Feminist (TERF). ↑

Das Phänomen der ROGD = Rapid-Onset Gender Dysphoria, ein unvermittelt und durch diverse psychische Belastungen auftretender Wunsch, vor allem bei Mädchen in der Vor- und Pubertät, ihr Geschlecht zu ändern, wird in der Fachwelt kontrovers diskutiert. ↑

Personen, die nach erfolgter Geschlechtsangleichung wieder gemäß ihrem biologischen Geschlecht leben wollen. Die Zeitschrift EMMA widmete sich in Deutschland als erste dem Phänomen, inzwischen ziehen die Leitmedien nach. www.emma.de/thema/detransition ↑

Langzeitstudien zeigen, dass 25% bis 75% der Personen mit nicht-heterosexueller Attraktion im Laufe der Zeit erhebliche Veränderungen ihrer sexuellen Anziehung erfahren, in der Mehrheit in Richtung Heterosexualität. Vgl. Lisa Diamond: Sexual Fluidity in Male and Females. *Curr Sex Health Rep*, 2016, 8, S. 249-256, Abstract unter: link.springer.com/article/10.1007/s11930-016-0092-z (Zugriff 11.5.2021) ↑

Die ungleich größte Gruppe unter den sexuellen Minderheiten sind Personen mit gemischter sexueller Attraktion („bisexuell“), viele sind tradit. verheiratet und haben Kinder. (Vgl. Diamond a.a.O.); Männer, die ihr homosexuelles Verhalten als inneren Wertekonflikt erleben, sowie Männer mit Kinderwunsch haben ihr homosexuelles Verhalten am erfolgreichsten reduzieren können. Vgl. Adeline Nyamathi et. al.: (2017). Impact of Tailored interventions to reduce drug use and sexual risk behaviors among homeless gay and bisexual men. In: *American Journal of Men's Health*, Vol. 11(2) S. 208–220. ↑

Die Behörde des US-Gesundheitsministeriums Centers for Disease Control and Prevention (CDC) stellt in ihrem Youth Risk Behaviour Survey Data Summary & Trends Report 2009-2019 fest: „Lesbische, schwule oder bisexuelle Schüler hatten mit größerer Wahrscheinlichkeit Sex als heterosexuelle Schüler (... und als) ihrer sexuellen Identität nicht sichere Schüler.“ Außerdem hatten sie „... mit größerer Wahrscheinlichkeit vier oder mehr Sexualpartner als heterosexuelle oder ihrer sexuellen Identität ungewisse Schüler.“ S. 72 (Übers. I.S.) www.cdc.gov/healthyyouth/data/yrbs/pdf/YRBSDataSummaryTrendsReport2019-508.pdf (Zugriff 5.5.2021) ↑

Vgl. Lawrence S. Mayer u. Paul R. McHugh: Sexuality and Gender – Findings from the Biological, Psychological, and Social Sciences. In: www.thenewatlantis.com/publications/executive-summary-sexuality-and-gender (Zugriff am 30.4.2021) ↑

Prominent wurde das Urteil des High Court im Vereinigten Königreich im Verfahren von Keira Bell gegen die Tavistock-Klinik. Die Richter befanden, dass Jugendliche unter 16 Jahren die Langzeitfolgen von geschlechtsangleichenden Behandlungen (hormonell und chirurgisch) nichtabschätzen können. ↑

Vgl. Fehrs: EINBRINGUNG zur Verantwortung und Aufarbeitung bei sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche, Zeitraum 2010 bis 2018 Bischöfin Kirsten Fehrs, www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/9-3-Einbringung-Verantwortung-Aufarbeitung-sexualisierter-Gewalt-Fehrs.pdf, S.3; www.sueddeutsche.de/politik/missbrauch-in-evangelischer-kirche-begünstigende-faktoren-die-den-taetern-zuspielen-1.4209442 ↑

Vgl. dazu den Bericht von Teresa Nentwig Eng verbunden: Der Sexualpädagoge Helmut Kentler und die evangelische Kirche in Zeitzeichen. zeitzeichen.net/node/8384 (Zugriff 5.5.2021) ↑

Eine Frucht dieser Arbeit war die für das deutsche Publikum aufbereitete Ausgabe von D. Mitchell Whitmans: Sexuelle Gewalt gegen Kinder: ein Leitfaden für christliche Seelsorger, therapeutische Begleiter und Mitarbeiter in Kirche und Diakonie. Reichelsheim 1993 ↑

Laut WDR Quarks-Studie 2017 konsumieren mehr als 70% der männlichen und 10% der weiblichen Jugendlichen und Erwachsenen zwischen 14 und 50 Jahren mehrmals wöchentlich bzw. täglich Pornografie. Mehr als ein Viertel (27%) der Hochkonsumenten wird zu Tätern sexueller Übergriffe an Minderjährigen. Vgl. Tabea Freitag: Pornografie: Der blinde Fleck unserer Gesellschaft. In: Sozialpsychiatrische Informationen 51. Jg. 1/2021 S. 48-53 ↑

Vgl. etwa die Studie von Beard, K. W., Stroebel, S. S., O'Keefe, S. L., Harper-Dorton et. al: Childhood and adolescent sexual behaviors predict adult sexual orientations. Cogent Psychology, 2(1), Article 1067568. Abstract auf: psycnet.apa.org/record/2016-27686-001 (Zugriff 10.5.2021) ↑

Laut der Ipsos Poll Studie 2021 bezeichnen sich in den UK nur 54% der 18-23jährigen jungen Erwachsenen als ausschließlich heterosexuell. www.ipsos.com/en-us/gender-identity-and-sexual-orientation-differences-generation (Zugriff 10.5.2021) ↑

Der Arzt und Psychotherapeut Wolfram Soldan führt dies in seiner Stellungnahme zu Grabes Buch aus: Hilfreiche Hinweise und Argumente, die nicht überzeugen. www.bibelundbekenntnis.de/aktuelles/hilfreiche-hinweise-und-argumente-die-nicht-ueberzeugen/ (Zugriff 5.5.2021) ↑

Am eindrücklichsten etwa die Spekulationen in Platons Symposion über die Ursachen hetero- bzw. homoerotischer Ausrichtung, veranschaulicht am Mythos von der gewaltsamen Zertrennung der Kugelmenschen in männliche und weibliche Individuen durch die Götter. Aktuell und als kritisch-brüderliche Erwidern auf Martin Grabes Buch hat Pastor Wolfram Quiring (FeG-Bund) die Quellendiskussion zu dieser Frage detailliert erarbeitet: www.bibelundbekenntnis.de/ethik/gruendliche-kritik-ist-noetig/ ↑

Vgl. dazu etwa Bernd Wannewetsch: Creation and Ethics. On the Legitimacy and Limitation of Appeals to 'Nature' in Christian Moral Reasoning. In: FS Paul Fiddes, Hg. A. Moore / A. Clarke, Oxford 2014, S. 198-216 ↑

EKD-Ratsvorsitzender Bischof Heinrich Bedford-Strohm betonte noch 2017, dass das Thema Homosexualität in der Kirche nicht zur Bekenntnisfrage werden dürfe. Vgl. Idea vom 10.7.2017: www.idea.de/Glaube/detail/das-thema-homosexualitaet-ist-keine-bekenntnisfrage-103487.html (Zugriff, 5.5.2021) ↑

Vgl. etwa Thorsten Dietz: Evangelikale Bewegung und Sexualethik. In: Ökumenische Rundschau 67 (1/2018) 63-75. Dietz deutet Wortwahl und Duktus der Erklärung von 2017 als Hinweis auf eine „zunehmende innere Spannung“, die auch als „Zeichen einer sehr langsamen Öffnung“ verstanden werden könnte. (S. 74). ↑

Dietz bedauerte, eine offene Diskussion würde dadurch verhindert, dass die Einordnung der Homosexualität als „Indikatorfunktion“ dient, „ob jemand bibeltreu bzw. tolerant ist“. (S. 75) ↑

Etwa aufwendig recherchiert von Carsten Schmelzer: Homosexualität. Auf dem Weg in eine neue christliche Ethik. Brendow Verlag, Moers 2015 oder aus der Betroffenen-Perspektive von Valerie Hinck: Streitfall Liebe. Biblisches Plädoyer wider die Ausgrenzung homosexueller Menschen, 3. erw. Auflage WDL-Verlag 2016. ↑

Vgl. dazu die differenzierten Ausführungen von Peter Zimmerling: Ehe für alle? Anmerkungen aus seelsorgerlicher Perspektive. In: Andreas Schüle (Hg.): „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sein!“: Partnerschaft, Ehe und Sexualität als Themen der Theologie. Ev. Verlagsanstalt Leipzig 2020. Der zugrundeliegende Vortrag an der Uni Leipzig ist online verfügbar: www.youtube.com/watch (Zugriff 5.5.2021) ↑

„Mit Spannungen leben“ lautete der Titel der von der EKD 1996 herausgegebene Orientierungshilfe zum Thema, die um eine Erweiterung der Perspektive und um Verständnis für konservative Positionen warb. ↑

Etwa Markus Till: Coming-In: Willkommenskultur oder Polarisierung? [biblipedia.de/2021/03/27/coming-in-willkommenskultur-oderpolarisierung/(Zugriff)(http://biblipedia.de/2021/03/27/coming-in-willkommenskultur-oderpolarisierung/(Zugriff) 5.5.2021) ↑

Michael Diener thematisierte dies in seinem Interview auf evangelisch.de: www.evangelisch.de/inhalte/175960/22-09-2020/pietist-michael-diener-hat-sich-veraendert-ja-zu-segnung-homosexueller-paare (Zugriff 5.5.2021) ↑

epd-Interview: www.evangelisch.de/inhalte/175960/22-09-2020/pietist-michael-diener-hat-sich-veraendert-ja-zu-segnung-homosexueller-paare (Zugriff 5.5.2021) ↑

Diverse Erklärungen dazu auf www.bibelundbekenntnis.de/category/stellungnahmen/ (Zugriff 5.5.2021) ↑

Idea, 21.7.2020, Zitat: www.ideaschweiz.ch/glaube/detail/das-versteckspiel-ist-zu-ende-was-kommt-nun-113687.html (Zugriff 5.5.2021) ↑

Vgl. Armin Baums Nachwort in Goddard/Horrocks (Hg.): HomoSexualität. (siehe Fußnote 37) ↑

Podcast Das Wort und das Fleisch, Folge 12: Der Postevangelikalismus, wort-und-fleisch.de/der-postevangelikalismus/ ab 2:20:50 (Zugriff 5.5.2021) ↑

Etwa Beiträge in Christoph Raedel (Hg.): Das Leben der Geschlechter. Zwischen Gottesgabe und menschlicher Gestaltung, Berlin. Lit 2017; oder die deutsche Ausgabe von Andrew Goddard, Don Horrock (Hg.): HomoSexualität. Biblische Leitlinien, ethische Überzeugungen, seelsorgerliche Perspektiven. Nachwort C. Raedel; Anhang Armin Baum. Gießen 2016 ↑

Dietz: Podcast Der Postevangelikalismus (a.a.O.) 2:50:48 ↑

Dafür plädiert noch 2003 Valeria Hinck in Streitfall Liebe (a.a.O.), wenn sie die „List der Gibeoniten“ als Matrix für den Umgang mit Homosexualität in der Gemeinde vorschlägt, oder Carsten Schmelzer 2015 in Homosexualität (a.a.O.). ↑

Vgl. Wannenwetsch: „The relationship between the concepts of 'nature' and 'creation' is complex and can be understood properly only when we take into account the complete salvific drama of the created world, of fall, redemption, restoration, and perfection.“ Aus: W.: Creation and Ethics. (a.a.O.) S. 199 ↑

Dietz: Podcast Der Postevangelikalismus (a.a.O.) 2:50:58 ↑

<https://www.dijg.de/artikel/homosexuelle-paedophilie-ephebophilie-androphilie-und-paederastie>

Homosexuelle Pädophilie, Ephebophilie, Androphilie und Päderastie Gemeinsamkeiten, Unterschiede, Überschneidungen

Inhaltsverzeichnis

Immer wieder wird in den Medien der sexuelle Missbrauch an Minderjährigen durch Kirchenvertreter unterschiedslos als „Pädophilie“ bezeichnet und die Täter als „Pädophile“. Das ist aber irreführend.

Zum einen: Je nach Definition von Pädophilie (siehe unten) können 70% bis 80% der bekannt gewordenen Fälle nicht als Pädophilie bezeichnet werden, da die Opfer keine kleinen Kinder waren, sondern ganz überwiegend prä-adoleszente Jungen (Alter 10-12 Jahre) und adoleszente männliche Jugendliche (Alter 13-17 Jahre).¹ Die Missbrauchsfälle weisen somit auf eine Form der Homosexualität hin, die in der Wissenschaft als Ephebophilie bezeichnet wird, als erotisch-sexuelle Neigung von Männern zu Jungen in Pubertät/Adoleszenz.

Zum anderen: Selbst in den 10% bis vielleicht 30% der Fälle, in denen der Begriff Pädophilie zutrifft, waren die meisten Opfer Jungen, nicht Mädchen, sodass diese Vergehen als homosexuelle Pädophilie bezeichnet werden müssen; die Täter sind homosexuelle (vielleicht auch bisexuelle) Pädophile. Die Skandale über den sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche sowie andere Fälle, die in diesem Zusammenhang bekannt wurden, etwa an der Odenwaldschule in Deutschland, müssen in direktem Zusammenhang mit der einen oder anderen Variante einer homosexuellen Orientierung gesehen werden.

Bevorzugtes Alter des Sexual-„Partners“[#]

Um die verschiedenen Varianten homosexueller Anziehung besser verstehen zu können, sind einige Statistiken zum bevorzugten Alter homosexueller Partner hilfreich. Meines Wissens wurden die meisten Daten dazu vor etwa 50 Jahren erhoben, und zwar mit umfangreichen Stichproben homosexuell praktizierender Männer, Therapie-klienten und Sexualstraftäter (von Hans Giese in Deutschland und Kurt Freund in der Tschechoslowakei).²

Nach meiner langjährigen praktisch-therapeutischen Erfahrung auf diesem Gebiet ist das generelle Bild, das sich aus diesen Daten ergibt, auch heute noch gültig.

Bemerkenswert ist zunächst, dass sich der Altersbereich des „idealen“ Sexualpartners bei ca. 65% bis 80% der homosexuell empfindenden Männer im Laufe ihres Lebens kaum ändert. Die Mehrheit von ihnen fühlt sich zu Männern eines ganz bestimmten, festgelegten Altersbereichs hingezogen. Das stimmt mit der gut fundierten und bekannten Gegebenheit überein, dass sich viele oder sogar die meisten der homosexuell empfindenden Männer in Bezug auf Alter, körperliche Eigenschaften und Wesenszüge ihrer Partner zu einem bestimmten „Typ“ hingezogen fühlen.

Etwa 3% bis 5% der Probanden aus den Studien hatten eine Neigung zu männlichen Kindern, die maximal 12 Jahre alt waren: Die Gruppe der homosexuellen Pädophilen. In einer der Studien³ lag für etwa 20% der Befragten das bevorzugte Alter ihres Sexual-„Partners“ zwischen 13 und 20 Jahren: die Gruppe der Ephebophilen. Für ca. weitere 20% lag die untere Altersgrenze ihres bevorzugten Partners bei 17-19 und die Obergrenze zwischen 20 und 30 Jahren: Hier handelt es sich um eine gemischte Gruppe aus Ephebophilen und Androphilen. Androphile sind homosexuell empfindende Männer, die sich zu erwachsenen Männern hingezogen fühlen, in diesem Fall hauptsächlich zu jüngeren Erwachsenen. 35% der Probanden bevorzugten einen 20-25 Jahre alten Partner, nicht jünger; und nur für etwa 12% lag das bevorzugte Alter ihrer Sexualpartner über 25 Jahre.⁴ Letztere sind Androphile, die sich zu etwas reiferen Erwachsenen hingezogen fühlen.

Bemerkenswert ist, dass nur etwa 10% der befragten Männer einem Partner über 40 Jahren den Vorzug gaben. In 23% war der Partner 10 bis 20 Jahre jünger; in 12% sogar mehr als 21 Jahre jünger. Bei 11% der Befragten war der Partner 11 bis 20 Jahre älter und in 3,5% mehr als 21 Jahre älter.⁵ Das allgemein „beliebteste“ Alter des Partners lag zwischen 20 und 27 Jahren.

Vereinfacht ausgedrückt geht aus den Studien hervor: 20% der homosexuell empfindenden Probanden bevorzugten adoleszente und prä-adoleszente Jungen und weitere 20% Jungen in der späten Adoleszenz und im jungen Erwachsenenalter. Somit hatten 40% der Probanden ephhebophile Tendenzen. 5% hatten pädophile Neigungen. Bei den übrigen Probanden (etwa 55%) war der bevorzugte Sexualpartner ein Mann zwischen etwa 20 und 40 Jahren, nur selten über 40 Jahre.

So wie man zwei Varianten von Ephebophilen unterscheiden kann, können wir auch zwei Varianten von Androphilen unterscheiden: Männer mit einer Präferenz für junge Erwachsene bis zu 30 Jahren (etwa 40% der Androphilen)⁶, wobei einige von ihnen auch ein sexuelles Interesse an Jungen in der späten Adoleszenz haben, und Androphile mit einer Präferenz für reifere Männer.

Vier homosexuelle Varianten, abhängig vom bevorzugten Alter des Partners#
Eine Schlussfolgerung besteht darin, dass die verschiedenen Varianten der Homosexualität nicht klar voneinander zu trennen sind. Es gibt beträchtliche Überschneidungen, insbesondere zwischen Ephebophilie und Androphilie. Dies lässt sich durch die Studienergebnisse von Freund untermauern: Mithilfe eines Plethysmografen „maß“ Freund den Erregungsgrad der Probanden, wenn diese Bilder von unbekleideten kleinen Jungen, Jungen in der Pubertät/Adoleszenz und jungen erwachsenen Männern betrachteten.⁷ Eine kleine Gruppe der Ephebophilen sprach vor allem auf die Bilder der adoleszenten Jungen an, in einem geringeren Grad allerdings auch auf die Bilder erwachsener Männer. Androphile hingegen reagierten nicht nur auf die Bilder reiferer Männer, sondern auch auf die Bilder der pubertierenden/adoleszenten Jungen.⁸

Wie ist das mit homosexueller Pädophilie? Gibt es eine Überschneidung zum „benachbarten“ Syndrom, der Ephebophilie? Die plethysmografischen Reaktionen der homosexuellen Pädophilen waren am stärksten ausgeprägt bei den Bildern von Jungen zwischen 5 und 7 Jahren. Allerdings gab es eine niedrigere, statistisch aber nicht signifikante Reaktionsspitze bei den Bildern pubertierender Jungen. Die Ephebophilen ihrerseits zeigten eine gewisse Reaktion auf Bilder von 9-10-jährigen Jungen. Dies sind Hinweise für ein gewisses Maß an Überschneidung zwischen homosexueller Pädophilie und Ephebophilie.

In die gleiche Richtung weist die Tatsache, dass einige der Probanden sowohl wegen sexueller Vergehen gegen kleine Jungen als auch gegen pubertierende/adoleszente Jungen angeklagt waren. Auch Mitteilungen von Klienten während ihrer Therapie weisen darauf hin. Im Laufe der Jahre haben mir mehrere Männer mit einem Interesse an männlichen Jugendlichen und jungen Männern gesagt, dass sie – obwohl sie es nicht wollten – bisweilen ein gewisses erotisches Verlangen nach kleinen Jungen verspürten, wenn sie diese nackt sahen.

Es stimmt zwar: Die Trennlinie zwischen Ephebophilie und Androphilie einerseits und homosexueller Pädophilie andererseits ist eindeutiger als die zwischen Ephebophilie und Androphilie, aber doch nicht so eindeutig wie es aufgrund der genannten Daten erscheinen mag (siehe unten). Zudem sind die gesellschaftliche Ablehnung und der innere Widerstand der Betroffenen gegen mögliche pädophile Gefühle glücklicherweise stark. Sollte dieses Tabu fallen, gehe ich von einer Zunahme pädophiler Interessen und Aktivitäten aus, besonders von Seiten ephebophiler Homosexueller.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob einige der Befragten nicht auch ungenaue Angaben zur unteren Altersgrenze ihrer bevorzugten „Partner“ gemacht haben. In den 1950er Jahren, als die Untersuchungen stattfanden, war es zweifellos angebrachter, die untere Altersgrenze des bevorzugten „Partners“ nicht mit 12 Jahren, sondern mit 15 oder 16 anzugeben. (Dies war auch das von vielen genannte Alter.) Davon abgesehen schließt „bevorzugtes“ Alter des „Partners“ nicht aus, dass bei sich bietender Gelegenheit auch ein „Partner“ akzeptiert würde, der noch ein oder zwei Jahre jünger ist.

Das legt auch eine zufällige Stichprobe unter homosexuell lebenden Männern in San Francisco nahe: 23% der Männer gaben an, einen oder mehrere sexuelle Kontakte mit einem Jungen unter 16 Jahren (dem gesetzlichen Schutzalter) gehabt zu haben, nachdem sie selbst das 21. Lebensjahr vollendet hatten.⁹ Dasselbe sagten 22% der homosexuell lebenden Männer im Gay Report von 1979.¹⁰ Laut letztgenanntem Gay Report gaben 30% der homosexuell aktiven Männer an, sie seien „offen“ für Kontakte mit Jungen unter 16 Jahren.

Es stellt sich die Frage: Entsprechen die 22-23% der Probanden in diesen neueren Studien jener eingangs erläuterten Teilgruppe von Männern, die sich mehr oder weniger ausschließlich für prä-adoleszente und adoleszente Jungen interessierten („exklusive Ephebophile“)? Die Zahlen decken sich auffällig mit den in den älteren Studien genannten Zahlen von 20% für Männer, die Partner zwischen 13 und 20 Jahren bevorzugten. Es ist aber auch möglich, dass sich die 22-23% der amerikanischen Probandengruppen aus einer Mischung von Ephebophilen und Androphilen zusammensetzen.

Die Antwort auf diese Frage ist wichtig, wenn es darum geht, welche Teilgruppe homosexuell aktiver Männer möglicherweise für die sexuelle Belästigung von Kindern und prä-adoleszenten Jungen anfällig ist: nur die Ephebophilen oder auch die Androphilen? Es ist klar, dass diese Kontakte mit Kindern und Jugendlichen in der Regel von den Erwachsenen ausgingen, nicht von den 14-15jährigen Jungen. Leider werden aber Fragen zum bevorzugten Alter des Sexualpartners nur noch selten gestellt, auch nicht in den oben genannten neueren Studien.

Es gibt also offensichtliche Unterschiede zwischen homosexueller und heterosexueller Partnerwahl. Nicht annähernd 20-25% aller erwachsenen heterosexuellen Männer haben sexuelle Kontakte mit Mädchen unter 16 Jahren!

Eine weitere, ähnliche Statistik: Der bevorzugte Partner von 63% aller homosexuellen Männer in der Studie von Giese könnte jünger als 21 Jahre, also u.U. auch minderjährig, sein.¹¹

Bei einer durchschnittlichen Probandengruppe heterosexueller Männer aller Altersstufen würden nicht 63% eine solche Präferenz angeben. Reife heterosexuelle Erwachsene finden eine jüngere Person des anderen Geschlechts möglicherweise attraktiv; sie würden im Normalfall aber nicht eine so deutlich jüngere Person (oder ältere Person) als Partnerin bevorzugen. Zudem ist das bevorzugte Alter der Partnerin nicht so starr fixiert wie bei vielen oder sogar den meisten homosexuell lebenden Männern, sondern „wächst“ mit dem eigenen Alter. Ebenso wenig lässt sich feststellen, dass durchschnittlich 23% aller heterosexuellen Männer in einer festen Beziehung mit einer Partnerin leben, die 10 bis 20 Jahre jünger ist als sie, und in weiteren 12% sogar um mehr als 21 Jahre jünger. Noch weniger finden wir eine repräsentative Stichprobe erwachsener heterosexueller Männer sämtlicher Altersstufen, bei der die große Mehrzahl eine Partnerin zwischen 20 und 27 Jahren bevorzugen würde.

In einer neueren Untersuchung mit einer kleinen Stichprobe, bei der homosexuelle und heterosexuelle Männer und Frauen miteinander verglichen wurden, bevorzugten 80% der homosexuellen Männer einen Partner zwischen 15 und 20 Jahren.¹² Schließlich ist auch der Anteil der Heterosexuellen, die sich sexuell zu Kindern hingezogen fühlen, sehr viel niedriger

als die 3% bis 5% bei den homosexuell lebenden Männern. Es sind dies Hinweise auf eine emotionale Unreife homosexueller Partnerwünsche und Freundschaftsfantasien.

Wie schon erwähnt, wünschte sich nur eine kleine Minderheit der homosexuell empfindenden Männer einen Partner, der älter war als sie selbst. Zwar hatten 30% derjenigen mit einer festen Beziehung einen Freund, der älter war als sie; doch nur bei knapp der Hälfte von ihnen war der Altersunterschied groß: bei 11% war der Partner 10-20 Jahre älter, bei 3,5% war er mehr als 21 Jahre älter.

Bei den Männern ohne festen Freund bevorzugten nur 2,5% einen Partner, der älter war als sie, und 7% wünschten sich einen Partner, der entweder so alt war wie sie oder älter.¹³ Die beiden Untersuchungen von Giese und Freund ergaben insgesamt, dass nur 10% der homosexuell lebenden Männer sich einen Partner wünschten, der über 40 Jahre war. Auch für das Verständnis der Psychodynamik von Homosexualität sind diese Daten bedeutungsvoll.

Zahlreiche Studien zeigen, dass der Mangel an einer zugewandten, warmherzigen Beziehung zwischen Vater und Sohn in der Jugendzeit eine wichtige Rolle in der Biografie homosexuell empfindender Männer spielt (in Kombination mit einem überwiegenderen Muttereinfluss). Man könnte daher meinen, dass viele dieser Männer in ihrem Partner eine Art Ersatz-Vater suchen würden. Wenn das so wäre, müsste ein hoher Prozentsatz von ihnen angeben, dass ihr Idealpartner wenigstens 25 Jahre älter sein sollte als sie und/oder sie würden einen Partner suchen, der etwa 40 Jahre alt ist oder älter. Die große Mehrheit homosexuell empfindender Männer sucht aber jugendliche Männer. Das passt zu der Beobachtung, dass sie primär einen Freund, weniger einen Vater, suchen. Auch ein 10-20 Jahre älterer Partner ist eher ein Freund, eine Art älterer Bruder, als ein Vater, obgleich bei ihm manchmal väterliches Verhalten gesucht wird. Das Fehlen einer engen, zugewandten Beziehung zwischen Vater und Sohn, was Kindheit und Jugend später homosexuell empfindender Männer anbelangt, ist dennoch nicht ohne Bedeutung: In Kombination mit einem zu großen mütterlichen Einfluss wird der Charakter des Jungen dadurch oft als „zu wenig jugendlich“ oder „zu wenig männlich“ geprägt. Das ist einer der Gründe, warum homosexuelle Männer in ihrer Jugendzeit sich schnell als Außenseiter in der Jungen- und Männerwelt fühlten. Vor allem in der Periode der Adoleszenz führt das dann zu einem intensiven Verlangen nach gleichgeschlechtlichen Freundschaften und zu einer idolhaften Verehrung von jungen Männern.

„Nach Freundschaft strebt mein grenzenloses Sehnen...“[#]
(„For friendship such a boundless longing...“) Dieser Text des homosexuellen niederländischen Dichters Roland Holst findet sich auf dem sogenannten „Homo-Denkmal“ („homo monument“) in Amsterdam. So theatralisch der Ausspruch klingen mag, so sehr trifft er den Kern der Sache. Ursprung und Quelle des homosexuellen Wunsches – in seinen zahlreichen Ausprägungen – ist das starke Verlangen nach Zuneigung in einer gleichgeschlechtlichen Freundschaft. Dieses Verlangen hat seinen Grund in der Isolation und Einsamkeit, die homosexuelle Männer in ihrer Kindheit und Jugend in ihren Beziehungen zur gleichaltrigen gleichgeschlechtlichen peer group empfanden. Sie litten unter einem Minderwertigkeitsempfinden bezüglich ihrer zu entwickelnden Männlichkeit und fühlten sich von der Gemeinschaft der gleichgeschlechtlichen Gleichaltrigen ausgeschlossen. Kurz: Sie hatten das Gefühl, nicht zur Welt der Jungen und Männer dazuzugehören.¹⁴

Das Bedürfnis, zu unseren natürlichen sozialen Gruppen dazuzugehören, zur Familie, zu den Brüdern, zu Kameraden etc. ist ein zentraler Antrieb in der Hierarchie der psychischen Antriebe. Bei Kindern ist das besonders auffällig. Sie wollen sein wie die anderen, damit sie fühlen, sie gehören dazu. Wenn dieser Antrieb nicht befriedigt wird, reagiert das Kind mit einer intensiven Sehnsucht nach Zugehörigkeit. Das meint der Dichter mit „grenzenlosem Sehnen nach Freundschaft“.

Viele Studien zeigen, dass die psychischen Hintergrundfaktoren von erwachsenen Männern mit einer der homosexuellen Neigungen (ephebophil, androphil, pädophil, selbst bei homosexuellen Transsexuellen und Mischformen) einander sehr ähnlich sind. Im Vergleich mit heterosexuell empfindenden Männern hatten diese Männer in ihrer Kindheit und Jugend im Durchschnitt schlechtere Vaterbeziehungen, engere Mutterbindungen und – statistisch besonders signifikant – das Gefühl, unter den gleichgeschlechtlichen Gleichaltrigen ein Außenseiter zu sein.

Pädophilie und Päderastie#

Die Definitionen von Pädophilie, Ephebophilie usw. haben mit dem Alter des gewünschten Freundes zu tun. In neueren Veröffentlichungen aus den USA, etwa über die Sexskandale in der katholischen Kirche, werden Erwachsene, die sexuelle „Kontakte“ mit Kindern unter 11 Jahren haben, als Pädophile eingestuft. Erwachsene, die sexuelle „Kontakte“ mit Kindern/Jugendlichen zwischen 11 und 17 Jahren haben, gelten als Ephebophile. Diese Einteilung vereinfacht zwar die Statistiken, vom psychologischen Standpunkt aus ist sie aber nicht exakt.

Homosexuelle Pädophilie lässt sich am besten mit der Aussage des homosexuell-pädophilen Schriftstellers André Gide definieren: Interesse an Jungen, bevor sie die ersten Zeichen der Pubertät haben.¹⁵ Je nach kulturellen und erbbedingten Faktoren können viele Jungen zwischen 11 und 12 Jahren noch vollständig prä-pubertär und damit für Pädophile attraktiv sein, während das auf andere Jungen in demselben Alter nicht mehr zutrifft. Daraus folgt: Um bestimmen zu können, ob es sich bei einem sexuellen Missbrauch an einem 11- oder 12-jährigen Jungen um Pädophilie oder um Ephebophilie handelt, müssen sowohl das erotische Interesse des Täters als auch die körperliche Entwicklung des Opfers bekannt sein.

Für eine Einteilung, die nur auf dem Alter des Opfers beruht, ist der ältere Begriff der Päderastie nützlicher. Als Päderastie bezeichnet man den sexuellen Missbrauch eines Mannes an Jungen bis etwa 13 Jahre. Vor etwa hundert Jahren lag das Alter hier noch bei 15 oder 16 Jahren.

Was die Jungen anbetrifft: In US-Berichten über sexuellen Missbrauch durch Geistliche heißt es, dass 14% der Anzeigen auf „pädophile Priester“ hindeuten, denn bei 14% der Anzeigen waren Jungen unter 11 Jahren betroffen. Das ist plausibel. Bei 51% der Anzeigen waren die Jungen aber zwischen 11 und 14 Jahre alt.¹⁶ Wenn wir davon ausgehen, dass die Hälfte dieser 11- bis 12-jährigen Opfer noch prä-pubertär waren und die Täter deshalb als Pädophile bezeichnet werden müssen, steigt der Anteil homosexueller Pädophiler an der Gesamtheit der Klagen über gleichgeschlechtlichen Missbrauch auf etwa 25%.

Übrigens: In anderen Kulturen ist Päderastie nicht immer homosexuell motiviert. Möglicherweise dienen Jungen nur als Frauenersatz. Oder man glaubt, durch sexuellen Kontakt mit erwachsenen heterosexuellen Männern würden aus Jungen mannhafte und starke Krieger.

Je nach der körperlichen Entwicklung des Jungen können sich homosexuelle Pädophile also auch zu Jungen hingezogen fühlen, die schon kurz vor der Pubertät stehen. Andererseits kann die erotische Anziehung zu Jungen oder das sexuelle „Anwerben“ solcher Jungen, die um die 12 Jahre alt sind, in vielen Fällen auch ein Beleg für ephebophile Tendenzen sein, nämlich dann, wenn bei den Jungen schon Pubertätszeichen eingesetzt haben.

Pädophil-homosexuelle Entwicklung#

Was bedingt nun eine speziell pädophil-homosexuelle Entwicklung?

Nach meiner Auffassung ist es die Selbsteinschätzung des (prä-)pubertären Heranwachsenden, nicht zur Jungenwelt dazuzugehören. Das Kennzeichen pädophiler Homosexueller ist eine mehr als nur durchschnittliche Isolation von anderen und eine große Einsamkeit während der Kindheit. Häufig wurden diese Kinder übermäßig streng erzogen oder von den anderen Kindern in der Nachbarschaft abgeschottet, sodass sie ohne gleichgeschlechtliche Spielkameraden aufwuchsen.

Einsamkeit in der Kindheit (vor einem Alter von 11 Jahren) ist daher in den meisten Fällen ein auffälliges Merkmal. Es geht um den Jungen, der im sozialen Umgang gehemmt ist, oft übermäßig brav, mit gutem Benehmen, aber ohne Freunde, den es sehnsüchtig danach verlangt, an den Spielen der anderen Jungen teilzunehmen, und der deren „echte Jungenhaftigkeit“ neidvoll bewundert. Der pädophile Homosexuelle ist auf dieses Verlangen fixiert, seine Faszination für die typische Jungenwelt zwischen 10 und 12 Jahren bleibt bestehen. So schrieb André Gide über sich: „Ich werde niemals ein erwachsener Mann sein, ich bleibe immer ein alterndes Kind, das spielen will.“¹⁷

Das gilt für viele gleichgeschlechtlich ausgerichtete Pädophile. Ein pädophiler Grundschullehrer hatte fortlaufend Fantasien über alle möglichen Jungenabenteuer, die er gemeinsam mit den Jungen in seiner Klasse erleben wollte. Ein anderer Lehrer sagte, er könne nur glücklich sein, wenn er sich nicht wie ein erwachsener Mann fühle, wie der Lehrer, den altersmäßig eine ganze Generation von den Jungen trenne, sondern wenn er als „einer von ihnen“ akzeptiert werde, als eine Person ihres Alters und ihrer Mentalität.

Homosexuelle Pädophile bleiben auch im Erwachsenenalter in ihrem Inneren prä-adoleszente Jungen. Nicht selten bleiben sie der ergebene, nette, angenehm-gefällige Junge mit gutem Benehmen. Sie werden deshalb geachtet und können eine hohe gesellschaftliche Stellung erreichen. Gleichzeitig können sie extrem verantwortungslos sein, wenn sie ihrem erotischen Verlangen nachgeben und dabei nicht selten in sadistische Sexualität abgleiten.¹⁸ Es ist hier nicht möglich, auf die Verbindung zwischen Pädophilie und Gewalt einzugehen, nur soviel: Die Ursache liegt häufig in dem aus der Kindheit stammenden anhaltenden Zorn, von den anderen Jungen nicht anerkannt und akzeptiert worden zu sein.

Ephrophilie, Androphilie#

Das intensive Verlangen des homosexuellen Pädophilen nach Freunden begann vor der Pubertät. In der (Prä-)Pubertät erhielten seine Freundschafts-Fantasien dann eine erotische Färbung.

Ephrophile Homosexuelle suchen den typischen pubertären Jugendlichen, weil sie sich vor allem während ihrer Adoleszenzzeit von der Welt der anderen männlichen Adoleszenten ausgeschlossen fühlten.

Für die sexuelle Identität von Jungen und Mädchen ist die Phase der Adoleszenz eine sensible Zeit. Die meisten homosexuellen Orientierungen verdichten sich in dieser Zeit, d.h. vor allem im Alter zwischen 13 und 17 Jahren. Von den Fantasien und der inneren Vorstellung des Heranwachsenden hängt es ab, welche bestimmten Wesenseigenschaften und welches Alter er bei seinem sexuellen „Partner“ sucht. Er bewundert vielleicht den sportlichen oder bei allen beliebten Typ in seinem Umfeld und träumt von einer Freundschaft mit ihm. Ist der junge, bewunderte Mann ein paar Jahre älter als er, bleibt das Gefühl der Anziehung für gerade diesen Typus und diese Altersstufe möglicherweise bestehen.

Sehr oft ist der idealisierte Freund ein schon männlich wirkender Adoleszenter oder junger Erwachsener (wie der David von Michelangelo). Prä-Adoleszente und junge Adoleszente bewundern im Allgemeinen junge Männer in der Spätphase der Adoleszenz oder im beginnenden Erwachsenenalter, also solche, die ein paar Jahre älter sind als sie selbst. Für die jungen Adoleszenten sind sie die männlichen Vorbilder. Für den prä-homosexuellen Teenager, der das Gefühl hat, zur Männerwelt nicht dazuzugehören, wird aus dieser an sich

üblichen Bewunderung eine idolhafte Verehrung. Dabei ist es wahrscheinlich, dass derselbe Typus von jungem Mann den homosexuell Empfindenden in seiner Fantasie unablässig verfolgt – unabhängig davon, wie alt er selbst mittlerweile geworden ist.¹⁹

Es ist sinnvoll, eine ungefähre Unterscheidung zwischen Androphilen, die sich nach jungen erwachsenen Männern (bis etwa 30 Jahre) sehnen, und solchen, deren Interesse reiferen Männern (bis etwa 40-45 Jahren) gilt, vorzunehmen. Unter den letzteren finden sich die meisten feminin wirkenden Männer mit homosexuellen Neigungen und diejenigen mit dem geringsten heterosexuellen Interesse – allerdings gibt es hier viele Ausnahmen.²⁰ Diese Männer suchen einen Freund, den sie wegen seiner „reifen Männlichkeit“ bewundern, den „großen, starken Mann“, ihren Gegenpol, denn als sie Teenager waren, kreisten ihre Fantasien um diesen Typ: den „Befehlshaber“, den „starken Anführer“, den „Mann aus Stahl“ und ähnliches. Aber das Bild vom „starken Mann“ ist ein naives Bild, das sich ein unmännlich fühlender, psychisch unreifer Teenager in seiner Vorstellung vom Mannsein macht.

Homosexuelle Transsexuelle sind nach meiner Auffassung extrem effeminierte Androphile; also eigentlich keine eigene sexuelle Variante, sondern eine Form der Homosexualität. Hier stimme ich dem homosexuellen Forscher Michael Bailey zu, wonach „homosexuelle Transsexuelle ein Typus des schwulen Mannes“ sind.²¹

Homosexualitäten#

Zusammengefasst lässt sich sagen: Die große Mehrheit homosexuell orientierter Männer fühlt sich besonders von Jugendlichen und jungen Erwachsenen angezogen. Nur bei einer Minderheit stehen geschlechtsunreife Kinder oder eher reifere Männer im Zentrum ihres Interesses. Obwohl sich viele homosexuell empfindende Männer von homosexuellen Pädophilen und effeminierten Männern distanzieren, müssen diese doch als Varianten desselben Phänomens gesehen werden. Denn die Trennlinien zwischen den verschiedenen Homosexualitätsformen sind nicht eindeutig; die Gruppen überschneiden sich und haben auch zu viele Gemeinsamkeiten: ähnliches Erleben in Kindheit und Jugend in Bezug auf die Beziehung zu ihren Eltern und zur gleichgeschlechtlichen peer group, gehemmte oder fehlende jugenhaft-männliche gesunde „Aggressionskraft“, ein Minderwertigkeitsempfinden im Blick auf das eigene Selbst und die eigene Männlichkeit und zwanghaftes (sexualisiertes) Verlangen nach Partnern. Dies führt zu Promiskuität und zur Verführung anderer, sobald der Betroffene in den homosexuellen Lebensstil eingetaucht ist.

Trotz gewisser Spannungen ist historisch gesehen die homosexuelle Pädophilie mit der „Schwulenbewegung“ verflochten. In den Niederlanden beispielsweise haben homosexuelle Pädophile immer eine wichtige Rolle in der Führungsriege der Homosexuellenbewegung gespielt. Als es darum ging, der Öffentlichkeit Homosexualität als normal zu „verkaufen“, wurde diese Verbindung verschleiert, aber in den 1980er Jahren trat sie wieder in den Vordergrund. Theo Sandfort, der in den 1980er Jahren Co-Direktor an der Abteilung für „Schwul-lesbische Studien“ der Universität von Utrecht war, befand: „Indem [die Organisation] die Affinität zwischen Homosexualität und Pädophilie anerkannte, hat sie... die schwule Identität erweitert.“²²

Ich beziehe mich hier vor allem auf die aus den USA bekannt gewordenen Daten, da nur dort eine systematische Datenerhebung erfolgte. Es spricht aber alles dafür, dass der Missbrauch an Jungen, wie er jetzt in Europa bekannt wurde, strukturell genauso einzuordnen ist. Bspw. wurden an der Odenwaldschule in Deutschland Jungen bis zum Alter von 16 Jahren sexuell missbraucht.

Für die Missbrauchsskandale in den USA siehe: The nature and scope of the problem of sexual abuse of minors by Catholic priests and deacons in the U.S. Washington DC: John Jay College of Criminal Justice, 2004.

Im Deutschen sind die Begriffe Prä-Adoleszenz und Adoleszenz unbekannter als der Begriff der Pubertät. Prä-Adoleszenz: Alter etwa 10-12 Jahre. Adoleszenz: Alter 13 Jahre bis zum vollen Erwachsenenalter. ↑

Giese, H. Der homosexuelle Mann in der Welt. Enke, Stuttgart, 1958; Freund, K. Die Homosexualität beim Mann. Hirzel, Leipzig, 1963. Gieses Gruppe bestand aus 393 deutschen Männern, die von Freund aus 211 tschechischen Männern. Ihre Erkenntnismethoden (Fragebögen) waren unterschiedlich, die wichtigsten Ergebnisse sind jedoch sehr ähnlich. ↑

Freund, 1963. ↑

Giese, 1958; Freund, 1963. ↑

Giese, 1958. ↑

Giese, 1958; Freund, 1963. ↑

Hierbei wird das Blutvolumen im Penis mit der erotischen Erregung gleichgesetzt. Ich bin skeptisch, ob diese Methode wirklich so exakt ist, wie behauptet wird, denn die Testsituation ist sehr künstlich und löst bei den meisten Probanden, die dieser unwürdigen Prüfung unterzogen werden (ich würde sie als „tiermedizinische“ Methode bezeichnen), sicherlich eine Abwehrreaktion aus. Es muss sich noch erweisen, ob diese physiologische Testmethode zu objektiveren Ergebnissen führt als eine psychologische Befragung, die in zurückhaltender und respektvoller Weise durchgeführt werden kann und muss. ↑

Freund, K. et al. Heterosexual interest in homosexual males. Archives of Sexual Behavior, 1975, 4, 5, 509-517. ↑

Bell, A.P. & Weinberg, M.S. Homosexualities: A study of diversity among men and women. New York: Simon & Schuster, 1978. ↑

Jay, K. & Young, A. The Gay report. New York: Summit, 1979. ↑

Giese, 1958. Damals lag die Grenze für Minderjährigkeit bei 21 Jahren. ↑

Zebulon, A. et al. Sexual partner age preferences of homosexual and heterosexual men and women. Archives of Sexual Behavior, 2000, 29, 1, S. 67-76. ↑

Giese, 1958. In einer Beziehung mit einem älteren Freund leben, bedeutet nicht unbedingt, dass auch der Idealpartner des Betroffenen ein älterer Mann ist. ↑

van den Aardweg, G.J.M. Das Drama des gewöhnlichen Homosexuellen, Holzgerlingen 1985. ↑

Gide, A. Journal, 1918. Paris: NRF Gallimard, 1951. ↑

John Jay College of Criminal Justice, berechnet anhand Tabelle 3.5.4. Siehe Fußnote 1. ↑

Gide, A. Journal, 1906. Paris: NRF Gallimard, 1951. ↑

Gallwitz, A. & Paulus, M., Grünkram: Die Kinder-Sex Mafia in Deutschland. Hilden, Dt. Polizeiliteratur, 1998. ↑

In diesem Zusammenhang ist interessant, dass der sich für die Akzeptanz von Homosexualität und Pädophilie einsetzende Sexualwissenschaftler John Money davon redet,

dass Menschen angeblich allgemein eine innere „lovemap“ („Liebeslandkarte“) hätten, in der das Alter des Sexualpartners festgelegt und fixiert ist und diese lovemap sich nicht ändert, auch wenn der Betroffene älter wird. Siehe: Interview John Money, in: Paidika, The Journal of Paedophilia, Vol. 2, Nr. 3, 1991, S. 2-13. ↑

Miller, P.R. The effeminate passive obligatory homosexual. Archives for Neurology and Psychiatry, 1958, 80, 602-618; Freund, K., Blanchard, R., Feminine gender identity and physical aggressiveness in heterosexual and homosexual pedophiles, Journal of Sex and Marital Therapy, 13, 1, 1987, S. 25-33; Freund 1963, S. 80. ↑

Bailey, J.M. The man who would be queen: the science of gender bending and transsexualism. Washington DC: Joseph Henry Press, 2003. ↑

Sandfort, Th. Pedophilia and the gay movement. The Journal of Homosexuality, 1987, 7, 13, 89-110 (Kursiva hinzugefügt). ↑

<https://www.dijg.de/artikel/christopher-street-day-mythen-und-tatsachen>

Christopher Street Day
Mythen und Tatsachen

Im Jahr 2006 erhielten die weiterführenden Schulen in Berlin im Auftrag der Berliner Senatsverwaltung eine Handreichung über „lesbische und schwule Lebensweisen“, in der die Schüler über den Christopher Street Day (CSD) erfuhren: „Der CSD ... ist mittlerweile zu einem lebensfrohen, gesellschaftlichen Ereignis geworden...“¹ Doch was feiert man eigentlich an diesem Gedenktag?

Der Christopher Street Day gilt als „internationaler Feiertag der Schwulen, Lesben und Transgender“². Die CSD-Paraden sollen an den „legendären Aufstand“ der Homosexuellen am 28. Juni 1969 in der Kneipe Stonewall Inn in der Christopher Street in New York erinnern. Damals hätten Homosexuelle erfolgreich für ihre Befreiung gekämpft.

Wenn man nachfragt, heißt es meist nur, Homosexuelle seien Opfer eines gewaltsamen Polizeieinsatzes geworden; sie hätten sich aber gewehrt und damit die Initialzündung für ihre Befreiung und den Kampf gegen „Homophobie“ gesetzt. Doch das ist nicht die ganze Geschichte.

Die Stonewall Inn-Bar war ein mafiakontrollierter Drogenumschlagplatz. Dort wurde auch illegal Alkohol ausgeschenkt. Die Stammkunden waren Drogenabhängige, Transvestiten, erwachsene Homosexuelle und minderjährige Stricher (unter 18 Jahre), die gegen Geld den erwachsenen Homosexuellen für Sex zur Verfügung standen. Über die 16- oder 17-jährigen Stricher, die „Barboys“, sagte eine der wenigen weiblichen Stammkunden: „Viele der Kids nennen mich Mami.“

In einem Rückblick schreibt die Berliner Zeitung: „Das Stonewall war vollgestopft mit jungen Männern, darunter Drag-Queens (Tunten), Hippies und Jungs aus heruntergekommenen Wohnvierteln. Viele Gäste waren unter 18 Jahre alt.“³

In der Nacht zum 28. Juni 1969 fand eine Polizeirazzia statt, was nicht ungewöhnlich war. Allerdings kam es in dieser Nacht tatsächlich zu einem Aufstand gegen den Einsatz: Die Gäste und Angestellten der Kneipe begannen, Münzen, Bierdosen und Steine auf die Polizisten zu werfen. Es gelang ihnen, die Polizisten in der Kneipe einzuschließen und die Tür mit Hilfe einer ausgerissenen Parkuhr von außen zu verrammeln. Durch ein zerbrochenes Fenster wurde Benzin nach innen geschüttet und angezündet. Die Parole hieß: „Röstet die Bullen!“ („Roast the pigs alive!“)⁴. John O'Brien, einer der Gründer der politischen Homosexuellengruppe Gay Liberation Front, war an vorderster Stelle mit dabei. Jahre später gab er zu: „Unser Ziel war es, die Polizei zu verletzen. Ich wollte diese Bullen umbringen.“⁵

Auch der homosexuelle Schriftsteller Lucian K. Truscott IV war mit dabei. Als Augenzeuge widerlegt er zwei zentrale Mythen, die bis heute verbreitet werden. In der New York Times schreibt er: „Einer der wichtigsten Mythen um Stonewall ist, dass die Unruhen ein Aufstand der schwulen Community gegen jahrzehntelange Unterdrückung gewesen seien. Dies wäre richtig, wenn die ‚schwule Community‘ regelmäßig das Stonewall frequentiert hätte. Aber die Stammgäste waren in der Hauptsache Teenager aus Queens, Long Island und New Jersey sowie ein paar junge Drag Queens und obdachlose Jugendliche, die verlassene Häuser in der Lower East Side besetzt hatten. (...) Ein weiterer Mythos ist, dass die Razzia im Stonewall Teil einer größeren Polizeimaßnahme gegen Schwulenbars im Sommer 1969 gewesen sei, weil in diesem Jahr die Bürgermeisterwahl anstand. Tatsächlich wurde der Stonewall-Einsatz von Polizeiinspektor Seymour Pine und Beamten der Sittenpolizei durchgeführt. Es geschah ohne Wissen der Beamten des örtlichen Polizeireviere, da diese unter dem Verdacht standen, Bestechungsgelder von Stonewall und anderen mafiakontrollierten Schwulenbars des Viertels zu erhalten. Inspektor Pine nannte zwei Gründe für diese Razzia: Im Stonewall wurde Alkohol ohne Lizenz verkauft, was stimmt. Zudem wurde es von einem erpresserischen Mafia-Ring genutzt, um homosexuelle Stammkunden zu rekrutieren, die an der Wall Street arbeiteten, was wohl auch stimmt.“⁶

In seinem Buch *The Politics of Homosexuality* schreibt der Harvard-Absolvent Toby Marrotta: „Weil die New Yorker Schwulenbars von der Mafia (oder ‚Dem Syndikat‘) kontrolliert wurden, war es für einen seriösen Geschäftsmann fast unmöglich, eine Schwulenbar mit normalem Ambiente zu eröffnen. ... Das Stonewall Inn [war] eine der bekanntesten mafiakontrollierten Bars...“⁷

Der Leiter des Polizeieinsatzes Seymour Pine sagte später: „Es ging uns nicht um die Schwulen. Es ging uns um die Mafia.“⁸

Mittlerweile hatte die eingeschlossene Polizei Verstärkung angefordert, auch weil die Menge außerhalb der Bar immer größer wurde. Erst nach Stunden hatte die Polizei die Situation wieder unter Kontrolle. Es gab Verletzte und mehrere Verhaftungen. Am Morgen danach war das Innere des Stonewall Inn komplett ausgebrannt. Die Proteste hielten noch drei weitere Tage an.

Um Befreiung sei es damals gegangen, heißt es immer wieder. Doch was hat Drogenabhängigkeit, Transvestismus und sexuelle Ausbeutung Minderjähriger mit Freiheit zu tun?

Im Forum einer homosexuellen Jugend-Webseite schreibt ein junger Mann ehrlich: „Wer Stonewall feiert, der feiert den versuchten Lynchmord einer großen Menge an einer handvoll Polizisten. Mein Respekt vor soviel ‚Mut‘. Ich bin froh, dass kaum ein Heterosexueller weiß, was tatsächlich in Stonewall passierte, denn wenn die wüssten, was die Homosexuellen da

feiern, dann würden sich viele angewidert von denen abgestoßen fühlen, die einen versuchten Lynchmord feiern und das vollkommen zurecht!“⁹

Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung, Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales, Landesinstitut für Schule und Medien (Hg.), Lesbische und schwule Lebensweisen, S. 87, abrufbar unter www.berlin.de/imperia/md/content/lb_ads/gglw/themen/lesbische_und_schwule_lebensweisen_2010_ohne_cartoons.pdf ↑

www.gay-web.de/csd.html Zugriff: 26.9.2011 ↑

Rowohlt, Jörg, Die Legende von Stonewall, Berliner Zeitung, 26. Juni 1999, web.archive.org/liveweb/http://www.berliner-zeitung.de/archiv/eine-nacht-mit-folgen-vor-30-jahren-begann-die-neue-emanzipationsbewegung-der-homosexuellen-die-legende-von-stonewall,10810590,9658748.html Zugriff: 24.6.2013 ↑

Webseite des CSD Regensburg, abrufbar unter www.csd-regensburg.de/index3_2.html Zugriff: 22.8.2011 ↑

Anderson, Melissa, Queens of the Night: What Really Happened at the Stonewall Inn? The Village Voice vom 15. Juni 2010, www.villagevoice.com/2010-06-15/fi/queens-of-the-night-what-really-happened-at-stonewall/ Zugriff: 22.8.2011 ↑

Truscott IV, Lucian K., The Real Mob at Stonewall, New York Times vom 25. Juni 2009 www.nytimes.com/2009/06/26/opinion/26truscott.html Zugriff: 22.8.2011 ↑

Marotta, Toby, The Politics of Homosexuality, Houghton Mifflin Company Boston 1981, S. 74f. ↑

Anderson, Lincoln, 'I'm sorry,' says inspector who led Stonewall raid, The Villager Vol. 73, No. 7, 16.- 22. Juni 2004, abrufbar unter www.thevillager.com/villager_59/imsorrysaysinspector.html Zugriff: 22.8.2011 ↑

Webseite dbna - du bist nicht allein e.V., Forumbeitrag von Daniel_1987 am 10.03.2005, mein.dbna.de/webforum/viewtopic.php Zugriff: 22.8.2011 ↑

<https://www.dijg.de/artikel/gleichgeschlechtliche-elternschaft-auf-dem-pruefstand-eine-analyse-aktueller-studien>

Gleichgeschlechtliche Elternschaft auf dem Prüfstand

Eine Analyse aktueller Studien → Warum die „Kein-Unterschied“-These nicht haltbar ist

Inhaltsverzeichnis

In der Debatte über die sogenannte Homo-Ehe und deren mögliche Auswirkungen auf die Gesetzgebung zu Adoptionsrecht, Samenspende, Ei-Spende und Leihmutter-schaft behaupten ihre Befürworter oft, es mache für das Kindeswohl keinen Unterschied, ob ein Kind bei einem gleichgeschlechtlich lebenden Paar oder bei Mutter und Vater bzw. einem Frau-Mann-Paar aufwächst.¹ Zahlreiche Interessenorganisa-

tionen, Medien und Politiker machen sich für diese These stark. Doch ist sie haltbar? Ist sie sachlich begründet und empirisch belegt?

1) Loren Marks: Wie haltbar sind die Schlussfolgerungen der APA?#

Die American Psychological Association (APA) veröffentlichte 2005 einen Bericht über „lesbische und schwule Elternschaft“, der bis heute als maßgeblich für die Gesetzgebung in den USA gelten soll. Er bezieht sich auf 59 bis dahin veröffentlichte Studien, die unter der Leitung von Charlotte J. Patterson ausgewertet wurden, und kommt zu dem Schluss: „Keine einzige Studie fand, dass Kinder von lesbischen oder schwulen Eltern in irgendeiner signifikanten Weise im Vergleich zu Kindern von heterosexuellen Eltern benachteiligt waren.“² Loren Marks unterzog 2012 diese Studien und die im APA-Bericht gezogene Schlussfolgerung einer eingehenden Prüfung.³

1.1. Schwerwiegende methodische Mängel: Fehlen von sinnvoll definierten Kontrollgruppen#

Loren Marks wollte zunächst feststellen, wie repräsentativ die 59 Studien sind, d.h. ob ihre Ergebnisse auf Kinder von homosexuell lebenden Paaren allgemein übertragen werden können. Es stellte sich heraus, dass in vielen Studien „kleine, nicht-repräsentative, homogene Stichproben privilegierter lesbischer Mütter ausgewählt [wurden], um die Gesamtheit der gleichgeschlechtlichen Paare mit Kindern zu repräsentieren.“⁴ Nahezu keine Studie beschäftigte sich mit Kindern, die bei homosexuellen Männerpaaren aufwuchsen. Der grundlegende Mangel an repräsentativer Aussagekraft ist bezeichnend für fast alle im APA-Bericht untersuchten Studien.

Ein weiterer methodischer Mangel betrifft die Kontrollgruppen: In 26 der 59 Studien (44,1 %) gab es keinerlei heterosexuelle Kontrollgruppe; in 13 Studien bestand sie aus Alleinerziehenden (meist Müttern). In den übrigen 20 Studien waren die Kontrollgruppen zumeist nicht klar definiert. Die Angaben „Mütter“ oder „Paare“ als Kontrollgruppe sind vage; es ist nicht klar, ob die Mütter alleinlebend waren, geschieden, oder mit einem Mann zusammenlebten. Ebenso unklar ist, ob die Paare verheiratet waren, wiederverheiratet oder in nichtehelicher Gemeinschaft lebten. Die bisherige Forschung zeigt, dass die Familienstruktur einen Einfluss auf das Kindeswohl hat und es einen Unterschied macht, ob ein Kind mit seinen leiblichen Eltern, in einer Stieffamilie oder mit einer

alleinerziehenden Mutter aufwächst. Wenn die Kontrollgruppen aber gar nicht genau benannt sind, können auch die Vergleiche nicht besonders aussagekräftig sein.

1.2 Studienergebnisse werden im Bericht der APA nicht korrekt oder gar nicht wiedergegeben#

Ferner untersuchte Marks die Behauptung, dass keine einzige der 59 Studien nachteilige Wirkungen bei Kindern festgestellt habe, die bei lesbischen oder schwulen Paaren lebten. In Wirklichkeit stellte eine der größten dieser Studien fest, dass Kinder, die bei heterosexuell verheirateten Paaren lebten, sich sozial und schulisch am besten entwickelten: Sotirios Sarantakos (1996) verglich 58 Kinder aus jeweils drei Elternkonstellationen miteinander.⁵ Sein Fazit: Kinder, die bei verheirateten heterosexuellen Paaren lebten, schnitten in der Schule besser ab – sowohl im fachlichen als auch im sozialen Bereich – gefolgt von den Kindern, die mit nicht-verheirateten heterosexuellen Paaren lebten. Erst an dritter Stelle folgten Kinder, die bei homosexuellen Paaren lebten.⁶ In acht von neun Kategorien, zu denen die Lehrer befragt wurden (u.a. sprachliche und mathematische Fähigkeiten, Sport, Lernverhalten), erreichten die Kinder von heterosexuellen, verheirateten Eltern die besten Ergebnisse. Die Lehrer beschrieben im Allgemeinen die Kinder, die bei homosexuellen Paaren lebten, als „ausdrucksstärker, effeminiertes (unabhängig vom Geschlecht) und verunsicherter in Bezug auf ihr soziales Geschlecht als die Kinder heterosexueller Paare“.⁷

Auskunft über das Wohlergehen der Kinder erhielt Sarantakos in erster Linie von den Lehrern (Prüfungen, schriftliche Arbeiten, Beobachtungen) und erst danach, soweit erforderlich, von den Eltern und Kindern. Von allen im APA-Bericht gesichteten Studien ist diese Studie diejenige mit der größten Stichprobe (174), die die kindliche Entwicklung untersucht, klar definierte Kontrollgruppen enthält und sich nicht vorwiegend auf Elternangaben verlässt.⁸ In den empirischen Sozialwissenschaften ist es Konsens, dass die Beurteilung von Kindern durch ihre Eltern subjektiv und tendenziell zu positiv gefärbt ist.⁹ Das Urteil von Eltern „alles ist bestens“ ist immer kritisch zu hinterfragen. Es liegt also eine Schwierigkeit vor, wenn Studien zum Kindeswohl beurteilt werden, die vor allem auf Aussagen von Eltern beruhen; genau das ist aber bei den meisten der im APA-Bericht untersuchten Studien der Fall.

Obwohl die von Sarantakos vorgelegte Studie methodisch solide ist, zwei Kontrollgruppen hat und mit Daten aus insgesamt vier Quellen arbeitet¹⁰, wurde sie von Charlotte Patterson in ihrer Auswertung nicht berücksichtigt. Die für die Beurteilung des Kindeswohls wichtigen und signifikanten Unterschiede zwischen den Familienformen, die Sarantakos fand, soll es laut APA-Bericht nicht geben. Allzu fadenscheinig scheint die Begründung von Patterson, dass Sarantakos Befunde unzuverlässig seien, weil er Lehrerangaben heranzog und die Studie in einer wenig namhaften australischen Zeitschrift veröffentlichte.¹¹ Für Marks dagegen ist die Studie wichtig, weil sie zu den ganz wenigen zählt, die als definierte Kontrollgruppe verheiratete, heterosexuell lebende Eltern hat und nicht einfach „Mütter“ oder „Paare“ angibt.¹²

1.3 Parameter zur Bestimmung von „Kindeswohl“ sind wenig aussagekräftig#

Marks untersuchte des Weiteren, für welche Auswirkungen homosexueller Elternschaft sich die Forscher in den Studien interessierten. Klassischerweise wird das Wohlergehen von Kindern anhand von Fragen nach Armut, Bildung, Arbeitsmarktbeteiligung, Kriminalität, frühen Schwangerschaften, Drogen- und Alkohol-abhängigkeit und ähnlichen Parametern, die von hohem gesellschaftlichem Belang sind, erhoben. Diese Parameter wurden in den Studien so gut wie gar nicht abgefragt. Im Fokus standen vielmehr Fragen nach der sexuellen Orientierung, nach Sozialverhalten, Selbstkonzepten, sexueller Identität oder Anpassung an Geschlechtsrollen. Marks stellte fest: „Mehr als 20 Studien haben Auswirkungen in Verbindung mit Gender-Fragen untersucht, aber es fehlen Peer-Review begutachtete Artikel, die – in Bezug auf eine Vielzahl von gesellschaftlich relevanten Bereichen – wissenschaftlich basierte Schlussfolgerungen erlauben würden.“¹³

1.4 Es fehlen Langzeitbeobachtungen und adoleszente bzw. volljährige Teilnehmer#

Aus zahlreichen Studien über Scheidungskinder wissen wir, dass sich oft erst aufgrund von Langzeitbeobachtungen eine Aussage darüber machen lässt, welche Auswirkungen eine Familienkonstellation für Kinder hat. Dazu braucht es Aussagen von Betroffenen, die das Erwachsenenalter erreicht haben.¹⁴ Studien mit Kindern aus zwei Familienformen – verheiratete, leibliche Eltern und Eltern in nichtehelicher Lebensgemeinschaft – zeigen beispielsweise, dass die Auswirkungen mit zunehmendem Alter der Kinder signifikanter werden. Doch bei den 59 Studien im APA-Bericht „ist es schwierig, irgendeine Studie mit Vergleichsgruppe zu finden, die in irgendeiner Weise Auswirkungen im späten Adoleszentenalter untersucht.“¹⁵ Marks gibt daher zu bedenken, dass langfristige Auswirkungen von gleichgeschlechtlicher Elternschaft, die erst im Erwachsenenalter erkennbar werden, gar nicht erfasst werden konnten.¹⁶

1.5 Verstoß gegen eine Grundregel der empirischen Sozialwissenschaften durch unzulässige Pauschalaussage#

Die pauschale Schlussfolgerung im APA-Bericht, es mache für das Wohlergehen des Kindes keinen Unterschied, ob es in einer homosexuellen oder in einer heterosexuellen Familienkonstellation aufwache, verletzt laut Marks eine Grundregel der empirischen Sozialwissenschaften. Kommt nämlich eine Studie zu dem Ergebnis, dass zwischen zwei Gruppen mit einer Wahrscheinlichkeit von 95 % Unterschiede bestehen, spricht man von einem signifikanten Unterschied. Ist dagegen kein signifikanter Unterschied feststellbar, weil es zum Beispiel nur zu 85 % sicher ist, dass der gemessene Unterschied nicht zufällig ist, ist es wissenschaftlich unzulässig zu behaupten, die beiden Gruppen seien gleich. Genau diese Schlussfolgerung wird aber im APA-Bericht gezogen. Korrekt wäre es stattdessen zu betonen, dass „kein signifikanter Unterschied“ lediglich bedeutet, dass man nicht weiß, ob es Unterschiede gibt oder nicht.¹⁷

Bereits 2001 hatten Robert Lerner und Althea Nagai 49 Studien¹⁸ zu homosexueller Elternschaft ausgewertet und auf genau dieselbe unzulässige Schlussfolgerung vieler Studien hingewiesen. Die Forscher stellten insgesamt fest, „dass die in diesen Studien verwendeten Methoden so fehlerhaft sind, dass sie nichts belegen. Sie sollten darum nicht in Rechtsfällen zur Problematik ,homosexuelle

oder heterosexuelle' Elternschaft eingesetzt werden. Ihre Behauptungen haben keine [wissenschaftliche] Grundlage.“¹⁹

1.6 Der APA-Bericht ist wissenschaftlich nicht verlässlich begründet#

Es gilt festzuhalten: Die Behauptung der American Psychological Association (APA), es gebe keine Studien, die einen Unterschied in Bezug auf das Kindeswohl zwischen Kindern bei verheirateten, heterosexuellen Eltern gegenüber Kindern bei gleichgeschlechtlich lebenden Paaren aufzeigen, ist nicht haltbar. Zum einen, weil die meisten für diese Behauptung herangezogenen Studien methodisch zu schwach sind, nicht-repräsentativ und keine allgemeinen Schlussfolgerungen zulassen. Zum anderen, weil der APA sehr wohl zumindest eine methodisch verlässliche Studie vorlag (Sarantakos), die deutliche Unterschiede feststellte.²⁰

2) Neuere, repräsentative Studien weisen auf Unterschiede hin#

Anders als bei den älteren Studien liegen sämtlichen folgenden, neueren Studien repräsentative Datenerhebungen zugrunde. Die Studienergebnisse erlauben daher insgesamt etwas allgemeinere Schlussfolgerungen.²¹

Rosenfeld – 2010²²: Fehlerhaft kodierte Gruppe nivelliert den Unterschied#

Als einer der ersten Forscher im Bereich homosexueller Elternschaft zog Michael J. Rosenfeld (2010) eine Stichprobe aus einer repräsentativen Datenerhebung aus dem US-amerikanischen Zensus vom Jahr 2000. Er verglich die schulische Entwicklung von Kindern in schwulen/lesbischen Haushalten mit der von Kindern, die bei ihren heterosexuellen, verheirateten Eltern lebten. Nachdem er die Daten um die Faktoren Ausbildung und Einkommen der Eltern statistisch bereinigt und seine Untersuchung auf jene Haushalte begrenzt hatte, die seit fünf Jahren oder länger bestanden, konnte er keine signifikanten Unterschiede zwischen den beiden Gruppen finden:

„[D]ie Ergebnisse bestätigen, dass Kinder von gleichgeschlechtlichen Paaren keine inhärente Benachteiligung in der Entwicklung zu haben scheinen.“²³ Auf den ersten Blick unterstützt seine Studie also die These „kein Unterschied“.

Allerdings hatte sich bei der Volksbefragung in der Klassifikation der gleichgeschlechtlichen und gegengeschlechtlichen Paare ein weitreichender Kodierungsfehler eingeschlichen. Black (2007) schätzte, dass mehr als 40 % der gleichgeschlechtlichen Paare in Wirklichkeit wohl fehlerhaft klassifizierte, gegengeschlechtliche Paare waren.²⁴ Rosenfeld ließ diesen gravierenden Umstand außer Acht. Die beiden Gruppen, die er verglich, waren einander also viel ähnlicher, als er annahm: Die Kontrollgruppe bestand aus gegengeschlechtlichen Paaren, die zu untersuchende aus einer Mischung von gegen- und gleichgeschlechtlichen Paaren.²⁵

Douglas W. Allen (2012) nutzte dieselben Daten wie Rosenfeld, wählte aber ein anderes methodisches Vorgehen und neue Kontrollgruppen. Er fand signifikante Unterschiede zwischen den Kindern, die in homosexuellen Haushalten mitlebten, und denjenigen in heterosexuellen Haushalten.²⁶ Verglichen mit Kindern, die mit ihren verheirateten, heterosexuellen Eltern lebten, hatten die Kinder aus homosexuellen Haushalten eine um ein Drittel (35 %) geringere Wahrscheinlichkeit für eine normale, schulische Entwicklung.²⁷

Wainwright – 2004²⁸, 2006²⁹, 2008³⁰: Faktor Vaterfigur im Haushalt fällt unter den Tisch#

In ihren drei Studien befragte Jennifer L. Wainwright Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren u.a. zu ihrer psychosozialen Anpassung (Depressionen, Ängste, Selbstbewusstsein), ihren schulischen Leistungen, zu Straffälligkeit und ihrer Beziehung zu Gleichaltrigen. Dabei konnte sie keine signifikanten Unterschiede finden zwischen der Gruppe von 44 Jugendlichen, die bei einer lesbisch lebenden Mutter lebten, und der Gruppe von 44 Jugendlichen, die bei einem heterosexuellen Paar lebten. Alle Studien nutzen dieselbe Stichprobe aus einer repräsentativen Datenerhebung³¹. Wainwright räumte allerdings ein, dass in 26 der 44 lesbischen Haushalte auch der Vater oder eine Vaterfigur mitlebte, so dass faktisch nur in 18 der 44 lesbischen Haushalte die Kinder kein väterliches/männliches Gegenüber hatten.³² Ähnlich wie bei Rosenfeld gab es also auch hier erhebliche Überschneidungen im Kernmerkmal der beiden Gruppen. Es ist nicht nachvollziehbar, warum Wainwright in der Zusammenfassung auf diese Ungereimtheit nicht eingeht und immer nur von einem Vergleich von jeweils 44 Jugendlichen in lesbischen bzw. heterosexuellen Haushalten spricht.

Regnerus – 2012-a³³, 2012-b³⁴: Unterschiede sind durchaus messbar, aber nicht begründbar#

2012 veröffentlichte Mark Regnerus eine Studie, in der er die Auswirkungen verschiedener Familienstrukturen miteinander verglich. Befragt wurden Teilnehmer zwischen 18 und 39 Jahren, die als Kinder / Jugendliche in verschiedenen Familienstrukturen aufgewachsen waren oder dort eine Zeitlang mitgelebt hatten. Die Befragung dieser nun erwachsenen Kinder erlaubte es Regnerus, Aussagen über Langzeitwirkungen zu treffen. Dabei fand er „zahlreiche, beständige Unterschiede, besonders zwischen [den erwachsenen] Kindern, deren Mutter in einer lesbischen Beziehung lebte, und denjenigen mit immer noch verheirateten, leiblichen Eltern.“³⁵

Viele dieser Unterschiede waren statistisch signifikant. Bei den Teilnehmern mit einer lesbischen Mutter war im Erwachsenenalter das Risiko, arbeitslos zu sein, öffentliche Leistungen zu beziehen oder eine außereheliche Affäre zu haben, um ein Dreifaches erhöht. Die Häufigkeit, irgend-wann im Leben sexuellen Missbrauch erlitten zu haben, war erheblich höher bei denen, die eine Zeitlang bei einer lesbischen Mutter oder einem schwulen Vater gelebt hatten, verglichen mit denen, die bei ihren leiblichen, verheirateten Eltern aufwuchsen.³⁶ Regnerus weist ausdrücklich darauf hin, dass dieser Befund keine Schlüsse auf die Person des Täters zulässt.

Wie Regnerus selbst anmerkt, berechtigen die Studienergebnisse nicht zu Aussagen über die Ursachen der Unterschiede. Kritiker weisen darauf hin, dass viele der gleichgeschlechtlichen Haushalte, in denen die Kinder oder Jugendlichen mitlebten, von kurzer Dauer waren.[^37] Daher könnten auch ganz andere Faktoren als die sexuelle Lebensform der Eltern die Unterschiede verursacht haben. Unabhängig von möglichen Kausalzusammenhängen zeigt die Studie dennoch, „... dass es große, statistisch signifikante Unterschiede gab“[^38].

Allen – 2013[^39]: Vorteil für Kinder, die mit beiden leiblichen Elternteilen leben#

Eine Untersuchung der Daten der kanadischen Volkszählung von 2006, durchgeführt von Douglas W. Allen (2013), legt erneut nahe, dass unterschiedliche Familienkonstellationen auch unterschiedliche Auswirkungen in Bezug auf das Kindeswohl haben. Anhand einer großen Stichprobe konnte Allen Kinder identifizieren, die bei gleichgeschlechtlichen Paaren lebten. Seine Analyse ergab: Die Wahrscheinlichkeit, einen High School Abschluss zu machen, war bei den Kindern aus gleichgeschlechtlichen Haushalten um gut ein Drittel (35 %) geringer als bei Kindern, die mit ihren leiblichen, verheirateten Eltern aufwuchsen.

Sullins – 2015-a[^40], -b[^41]: Emotionale Probleme bei Kindern, die bei gleichgeschlechtlichen Paaren leben#

In seiner ersten Studie wertete D. Paul Sullins Daten einer repräsentativen Stichprobe[^42] aus den Jahren 1997-2013 mit insgesamt 207 007 Kindern aus. In dieser Stichprobe sind 512 Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern.

Die Auswertung ergab: Bei Kindern in gleichgeschlechtlichen Familien ist das Risiko für ernsthafte emotionale Probleme mehr als doppelt so hoch wie bei Kindern in gegengeschlechtlichen Familien[^43] (9,3 % im Vergleich zu 4,4 %). Wird als Vergleichsgruppe nur die Gruppe der Kinder genommen, die bei ihren leiblichen, miteinander verheirateten Eltern leben, ist das Risiko für Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien sogar um das Dreieinhalbfache erhöht.[^44]

Gegenüber Kindern, deren Eltern (leibliche oder Stiefeltern) nicht miteinander verheiratet sind sowie Kindern mit alleinerziehendem Elternteil, sind Kinder in gleichgeschlechtlich strukturierten Familien immer noch deutlich benachteiligt: Sie sind fast doppelt so oft von ernsthafte emotionalen Problemen betroffen. (Gegenüber Kindern von heterosexuell lebenden, nicht verheirateten Eltern ist ihr Risiko um das 1,87-fache erhöht; gegenüber Kindern mit alleinerziehendem Elternteil ist es um das 1,78-fache erhöht.)[^45]

Insgesamt ist festzustellen: „In jeder Messanalyse über das Vorkommen von emotionalen Problemen, Entwicklungsproblemen oder entsprechenden Therapieangeboten wiesen die Kinder mit homosexuell lebenden Eltern höhere Werte auf als die Kinder mit heterosexuell lebenden Eltern.“ [^46]

Auch in Bezug auf das Auftreten von ADHS[^47] – Gegenstand von Sullins zweiter Studie – liegen die Unterschiede im gleichen Größenverhältnis: Wurde die Diagnose ADHS bei Kindern in gleichgeschlechtlich strukturierten Familien in 14 % der Fälle gestellt, so lag die Quote bei den Kindern in gegengeschlechtlichen Familien bei 6,8 %.[^48]

Was Sullins erste Studie so bemerkenswert macht, sind die Hypothesen, die er verwerfen konnte. Sullins prüfte, ob sich die oben genannten Unterschiede auf soziale Stigmatisierung, geringere Familienstabilität oder ernsthafte psychische Probleme bei den Eltern zurückführen ließen.

Im Falle der Stigmatisierung zeigte sich zwar grundsätzlich ein Zusammenhang mit den psychischen Problemen der Kinder, allerdings erfuhren die Kinder aus den gegengeschlechtlichen Familien etwas häufiger [^49] Stigmatisierung als die Kinder aus den gleichgeschlechtlichen Haushalten. Die höhere Gefährdung der emotionalen Gesundheit bei den Kindern aus gleichgeschlechtlichen Familien konnte also mit sozialer Stigmatisierung nicht erklärt werden.

Die Unterschiede in der familiären Stabilität, die anhand der Wohnverhältnisse gemessen wurden, waren zu gering, um als signifikanter Einfluss gelten zu können; auch psychische Probleme bei einem Elternteil konnten als Erklärung ausgeschlossen werden. Bei letzterem kam es sogar zu einem Paradox: Bei der Bereinigung der Daten um den Faktor „Psychische Probleme bei den Eltern“ erhöhte sich der statistische Unterschied zwischen den Gruppen, statt, wie erwartet, zu sinken. Mit anderen Worten: Von einer psychischen Erkrankung der Eltern waren die Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien härter betroffen als die Kinder in gegengeschlechtlich strukturierten Familien. Eine Erklärung kann Sullins dafür nicht geben.

Zuletzt prüfte Sullins, ob die Anwesenheit oder Nicht-Anwesenheit leiblicher Eltern die Unterschiede erklären konnte. Tatsächlich war das Aufwachsen bei den leiblichen Eltern, also sowohl der leiblichen Mutter als auch dem leiblichen Vater, ausschlaggebend für die Unterschiede in der psychischen Gesundheit der Kinder. Sullins betont: „Die höhere psychische Gesundheit der Kinder in gegengeschlechtlichen, verheirateten Familien verglichen mit gleichgeschlechtlichen Familien kann fast ausschließlich mit der Tatsache erklärt werden, dass gegengeschlechtliche, verheiratete Eltern ihren eigenen gemeinsamen, biologischen Nachwuchs aufziehen, was in gleichgeschlechtlichen Familien nie der Fall ist. Der Hauptvorteil der [natürlichen] Ehe ist für die Kinder möglicherweise nicht so sehr, dass sie damit bessere Eltern haben (stabiler, finanziell besser ..., was tatsächlich so ist), sondern die Tatsache, dass es ihre eigenen [leiblichen] Eltern sind. Das traf auf alle Kinder zu, deren

leibliche Eltern miteinander verheiratet waren [...]; es traf auf weniger als die Hälfte der Kinder in den anderen Familienstrukturen zu und auf kein einziges Kind in einer gleichgeschlechtlichen Familie. Ob nun gleichgeschlechtlich lebende Paare vor dem Gesetz eine ‚Ehe‘ eingehen können oder nicht – die grundlegenden, ja gegensätzlichen Unterschiede zwischen beiden Familienformen in Bezug auf die leiblich-biologische Komponente und ihre Bedeutung für das Kindeswohl werden bleiben – zum relativen Nachteil der Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien.“^[^50]

Sullins – 2015-c^[^51]: „Homosexuelle Ehe“ – unerwartete, negative Auswirkungen#

In seiner jüngsten Untersuchung setzte sich Sullins mit der Stichprobe, die den drei Studien von Wainwright zugrunde lag, auseinander (Befragungen von Jugendlichen zwischen 12 und 18 Jahren). Zunächst stellte Sullins fest, dass in 27 von 44 Fällen, die als gleichgeschlechtliche Familienkonstellation kodiert waren, in Wirklichkeit eine gegengeschlechtliche vorlag.^[^52] In Sullins Untersuchung gingen auch sechs Teenager ein, die bei schwul lebenden Paaren aufwuchsen; Wainwright hatte sie nicht berücksichtigt, „um die Interpretation der Ergebnisse zu vereinfachen“.^[^53] Nach der Datenbereinigung konnte Sullins bestätigen, was auch Wainwright in ihrer ersten Studie 2004 fand: Die Jugendlichen, die in lesbischen Haushalten mitlebten, gaben häufiger an, sich mit ihrer Schule verbunden zu fühlen. Sullins fand aber zwei weitere Unterschiede: die Jugendlichen in den gleichgeschlechtlichen Haushalten hatten einen signifikant besseren Notendurchschnitt, litten aber gleichzeitig signifikant häufiger an Ängstlichkeit.

Um herauszufinden, ob „Verheiratetsein der Eltern“ das Kindeswohl beeinflusst, teilte Sullins die gleichgeschlechtlichen Paare nochmals in zwei Gruppen auf: in diejenigen, die sich als „verheiratet“ bezeichneten; und in diejenigen, die sich als „unverheiratet“ bezeichneten.^[^54] 40 % der gleichgeschlechtlichen Paare gaben an, verheiratet^[^55] zu sein. Diese Daten zum Beziehungsstatus korrelierten mit der Dauer, die ein Kind/Jugendlicher bei einem gleichgeschlechtlichen Paar verbracht hatte: Im Durchschnitt lebte ein Kind seit zehn Jahren bei einem Paar, das sich als „verheiratet“ bezeichnete; bei den „unverheirateten“ gleichgeschlechtlichen Paaren lebten die Kinder dagegen durchschnittlich erst seit vier Jahren mit.

Auch für die heterosexuelle Vergleichsgruppe nahm Sullins die Einteilung verheiratet/unverheiratet vor.

Anschließend verglich Sullins das Kindeswohl bei den verheirateten und unverheirateten homosexuellen Paaren ebenso wie bei den verheirateten und unverheirateten heterosexuellen Paaren. Seine Daten bezogen sich auf eine Reihe von Faktoren bei den Jugendlichen, die für das Kindeswohl bedeutsam sind: u.a. depressive Symptome, Unglücklichsein, negative zwischenmenschliche Beziehungen, Ängstlichkeit, Notendurchschnitt und die Frage, ob ein Mädchen jemals zu Sex gezwungen wurde bzw. ob ein Junge jemals eine andere Person zu Sex gezwungen hatte.

Die Forschung zu Familienstrukturen hat bisher belegt, dass eine Ehe einen positiven Effekt auf das Kindeswohl hat. Dies zeigte sich in dieser Studie auch bei den hetero-sexuellen Paaren: Bei den Jugendlichen in den gegengeschlechtlichen Familien schnitten die Jugendlichen der verheirateten Eltern stets besser ab als die Jugendlichen der unverheirateten Eltern.

In den homosexuellen Familien war es aber genau umgekehrt: Den Jugendlichen bei den gleichgeschlechtlich-verheirateten Paaren ging es sehr viel schlechter als den Jugendlichen bei den unverheirateten gleichgeschlechtlichen Paaren: Erstere erlebten fast doppelt so häufig depressive Symptome und negative zwischenmenschliche Beziehungen, fühlten sich fast dreimal so häufig unglücklich und hatten dreimal so häufig erlebt, zu Sex gezwungen zu werden (nur Mädchen bejahten diese Frage). Ihre Ängstlichkeit war größer, sie weinten viel öfter, ihr Notendurchschnitt war schlechter.

Während also der Ehestatus in den gegengeschlechtlichen Familien zu einer Zunahme des Kindeswohls führte, führte das Verheiratetsein der gleichgeschlechtlichen Paare zu negativen Auswirkungen bei den mitlebenden Jugendlichen.[⁵⁶]

Zwei weitere Ergebnisse aus Sullins Untersuchung fallen ins Auge:

44,8 % der Jugendlichen bei den verheirateten gegengeschlechtlich lebenden Eltern und 50 % der Jugendlichen bei den unverheirateten gegengeschlechtlich lebenden Eltern gaben an, dass andere Menschen sich ihnen gegenüber häufig unfreundlich oder ablehnend verhielten (empfundene Stigmatisierung). Die Jugendlichen aus den gleichgeschlechtlichen Familien erlebten das viel seltener (verheiratete gleichgeschlechtliche Familien: 22,5 %, unverheiratete: 11,5 %). Das unterstützt die Ergebnisse aus der ersten Studie von Sullins, dass mögliche Stigmatisierung und soziale Ablehnung nicht die Ursache für die größere Not der Kinder in gleich-geschlechtlichen Familien sein können.

Zweitens besagte die Untersuchung, dass gleichgeschlechtlich lebende Eltern mindestens so liebevoll und fürsorglich wie gegengeschlechtlich lebende Eltern sind. In der Kategorie „Elterliche Wärme/Herzlichkeit“ lagen nach Angaben der Jugendlichen die Skala-Werte für ihre gleichgeschlechtlich lebenden Eltern (verheiratet: 4,41; unverheiratet: 4,59) geringfügig vor den Skala-Werten über die gegengeschlechtlich lebenden Eltern (verheiratet: 4,34; unverheiratet: 4,21)[⁵⁷]. Für das Kindeswohl scheint das aber nicht entscheidend zu sein: „[D]ie Folgerung, dass diese elterlichen Qualitäten zu gleichen oder besseren Ergebnissen bei den Kindern in gleichgeschlechtlichen Familien führen, ist falsch. Diese vortrefflichen Eigenschaften gleichgeschlechtlich lebender Eltern bestehen gleichzeitig neben den Erfahrungen höherer emotionaler Not bei den Kindern, was insbesondere für die Situation bei den verheirateten, gleichgeschlechtlich lebenden Eltern gilt.“[⁵⁸]

Wie ist die höhere emotionale Not bei Kindern und Jugendlichen in homosexuellen Haushalten zu erklären? Sullins weist da-rauf hin, dass bei einer homosexuellen Partnerschaft „per Definition“ die Struktur der doppelten leiblichen Elternschaft und damit auch die Komplementarität von Mutter und Vater immer fehlt. Auf diesen Punkt soll im letzten Absatz näher eingegangen werden.

3) Der unterschiedliche, komplementäre Beitrag von Mann und Frau#

Wissenschaftlich ist es gut untersucht und belegt, dass es für Kinder viele Vorteile mit sich bringt, wenn sie bei ihren leiblichen, komplementärgeschlechtlichen Eltern aufwachsen.[^59]

Männer und Frauen unterscheiden sich nicht nur körperlich voneinander, auch seelisch sind sie „von Natur aus anders“[^60]. Auf diese Bedeutsamkeit für die gesunde psychische Entwicklung des Kindes weisen viele Forscher hin.[^61] Der Beitrag einer Mutter zur kindlichen Entwicklung hat einen anderen Schwerpunkt als der des Vaters. Eine Mutter beispielsweise gibt ihrem Kind eher Sicherheit und Geborgenheit und bietet ihm Zuflucht in stressigen Situationen. Die wesentliche Leistung eines Vaters besteht darin, dass er dem Kind stärker hilft, Neues und Spannendes zu entdecken; die kindliche Unternehmungslust wird vom Vater mehr gefördert und befriedigt.[^62]

Väter und Mütter gehen unterschiedlich mit einem Kind um; so unterscheiden sie sich u.a. in der Art, wie sie ein Kind berühren, halten, erziehen, lieben und mit ihm spielen.[^63] Das „Bindungshormon“ Oxytocin etwa wird bei Müttern besonders im Zusammenhang mit Augenkontakt zwischen Mutter und Kind, beglückenden Gefühlen und liebevollen Berührungen ausgeschüttet. Bei Vätern hingegen wird Oxytocin bei stimulierendem, körper-betontem, objektorientiertem Spielen mit dem Kind ausgeschüttet.[^64] Kinder gehen auch anders mit der Mutter um als mit dem Vater: Mit zwei Jahren ignorieren Kinder eher den Vater, mit vier Jahren ignorieren sie eher die Mutter und folgen dem Vater.[^65] Ein im Leben seiner Kinder involvierter, engagierter Vater hat einen positiven Einfluss auf ihre Entwicklung in einer ganzen Reihe von Punkten: kognitiv, psychisch und beim sozialen Verhalten.[^66]

Eine zweite Frau kann keinen Vater ersetzen. McLanahan und Sandefur (1994) fanden heraus, dass es Jugendlichen schlechter ging, wenn sie mit Mutter und Großmutter lebten statt mit einer alleinerziehenden Mutter.[^67]

Das liberale amerikanische Forschungsinstitut Child Trends schreibt: „Die Forschung zeigt deutlich, dass die Familienstruktur, in der Kinder aufwachsen, von Bedeutung ist. Die Struktur, die Kinder am besten unterstützt, ist eine Familie mit den biologischen Eltern des Kindes in einer konfliktarmen Ehe. Kinder mit alleinerziehenden Eltern, Kinder von nie verheirateten Müttern, Kinder in Stieffamilien oder mit unverheiratet zusammenlebenden Erwachsenen haben ein höheres Risiko für ein

schlechteres Abschneiden. Zum Wohl der Kinder ist es notwendig, starke, stabile Ehen zwischen den biologischen Eltern zu fördern [...] Es ist nicht einfach die Anwesenheit von zwei Erwachsenen [...], es ist die Anwesenheit der biologischen Eltern, Vater und Mutter, die die Entwicklung von Kindern begünstigt.“^[68]

4) Zum Wohl des Kindes unterscheiden#

Homosexuelle Elternschaft nimmt eine vorrangige Rolle im politischen Kampf um Gleichheit ein. Wie dieser Studienüberblick zeigt, können – was das Kindeswohl betrifft – zwei Männer oder zwei Frauen nicht gewährleisten, was ein verheiratetes Paar, das seine gemeinsamen, leiblichen Kinder aufzieht, leistet.

Fast alle Studien, die nach eigenen Angaben keinen Unterschied zwischen den Familienformen feststellen konnten, zeigen erhebliche methodische Schwächen, verwenden keine repräsentativen Daten und ziehen häufig unzulässige Schlussfolgerungen. Manche der „Kein-Unterschied“-Studien weisen – nach einer erneuten Analyse der Daten – auf deutliche Unterschiede hin.

Die jüngsten Studien, die mit den größten Datensätzen arbeiten und repräsentative Stichproben nutzen, zeigen allesamt auf, dass das Kindeswohl in gleichgeschlechtlichen Familien gefährdeter ist als in anderen Familienformen. Der größte Unterschied besteht dabei zwischen Kindern in homosexuellen Haushalten und Kindern, die bei ihren gemeinsamen, leiblichen Eltern aufwachsen.

Was mögliche Auswirkungen einer rechtlich anerkannten „Ehe“ für homosexuell lebende Paare betrifft, sind zudem alarmierende Ergebnisse aufgetaucht: Die Untersuchung von Sullins zeigt, dass es Kindern bei gleichgeschlechtlich-verheirateten Paaren schlechter geht als bei gleichgeschlechtlich lebenden, aber nicht miteinander verheirateten Paaren. Die Resultate korrelierten statistisch mit der Dauer, die ein Kind bei einem homosexuell lebenden Paar verbracht hat: Je länger, desto schlechter ging es dem Kind. Der explorative Charakter dieser Ergebnisse legt nahe, dass weitere Untersuchungen notwendig sind.

Festzuhalten ist:

Kinder sind immer zu unterstützen, unabhängig davon, in welchen Beziehungskontexten sie aufwachsen. Nicht alle Beziehungskonstellationen aber sind gleich förderlich für ein Kind.

Es gehört zur Natur jedes Menschen, dass er einen Vater und eine Mutter hat. Zum Wohl der Kinder sollten wir das als Gesellschaft und als Einzelne im Blick behalten.

Vgl. Marina Rupp: Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln 2009. An dieser Studie lassen sich in Bezug auf methodisches Vorgehen und Stichprobe erhebliche Mängel feststellen. Siehe dazu Christl R. Vonholdt: Das Kindeswohl nicht im Blick. In: Bulletin. Nachrichten aus dem Deutschen Institut für Jugend und Gesellschaft. Sonderdruck 2009, S. 2-4. ↑

Charlotte J. Patterson (2005): Lesbian and Gay Parenting. Für die American Psychological Association, 2005. Abrufbar unter: www.apa.org/pi/lgbt/resources/parenting-full.pdf, Zugriff am 1. Oktober 2015. ↑

Vgl. Loren Marks (2012): Same-sex parenting and children's outcomes: A closer examination of the American Psychological Association's brief on lesbian and gay parenting. In: Social Science Research, Jg. 41, S. 735-751. ↑

Marks (2012), ebd., S. 739. Sämtliche – sowohl bei Marks und Patterson, als auch alle in diesem Artikel besprochenen – Studien stammen aus dem englischsprachigen Raum, wobei fast alle mit Daten aus Nordamerika arbeiten. ↑

Sotirios Sarantakos (1996): Children in three contexts: Family, education, and social development. In: Children Australia, 21, 23-31. Seine Daten waren um die Faktoren Alter, Anzahl der Kinder im Haushalt, Ausbildung, Berufstätigkeit und sozioökonomischer Status bereinigt. ↑

Ebd., S. 30. ↑

Ebd., S. 26. ↑

Sieben Studien hatten eine größere Stichprobe. Vgl. Marks (2012), a.a.O., S. 743. ↑

Vgl. z. B. Fiona Tasker (2010): Same-Sex Parenting and Child Development: Reviewing the Contribution of Parental Gender. In: Journal of Marriage and Family 72, S. 35-40, hier S. 36. „Parental self-report, of course, may be biased. It is plausible to argue that, in a prejudiced social climate, lesbian and gay parents may have more at stake in presenting a positive picture, [...]. Future studies need to consider using additional sophisticated measures to rule out potential biases“. ↑

Lehrerangaben, schulische Prüfungen, Angaben der Kinder und der Eltern. ↑

Vgl. Patterson (2005): a.a.O., S. 6-7; in der dortigen Fußnote. ↑

Vgl. Marks (2012), a.a.O., S. 743. ↑

Ebd., S. 744. ↑

Vgl. z.B. Judith Wallerstein (2004), *The Unexpected Legacy of Divorce*. In: *Psychoanalytic Psychology*, Jg. 21, Nr. 3, S. 353-370. ↑

Vgl. Marks (2012), a.a.O., S. 744. Adoleszenz: 12-18 Jahre. ↑

Zu den Auswirkungen auf die Kinder, die sich erst nach langer Dauer zeigen, siehe den Abschnitt über Sullins – 2015-c in diesem Artikel. ↑

Vgl. Marks (2012), a.a.O., S. 745. ↑

Unter den 49 Studien bei Lerner und Nagai waren 29, die auch Teil der 59 Studien im APA-Bericht waren. ↑

Robert Lerner, Althea K. Nagai (2001): *No Basis: What the Studies Don't Tell Us About Same-Sex Parenting*. Washington 2001, S. 6. Lerner und Nagai untersuchten ferner, wie hoch die Wahrscheinlichkeit war, gar keinen Unterschied finden zu können, weil möglicherweise das Studiendesign von vornherein so angelegt war, dass man gar keinen Unterschied finden konnte. Unter den 22 untersuchten Studien gab es nur eine, deren Wahrscheinlichkeit, nichts finden zu können, geringer als 77 Prozent war. Und dies war eine Studie, die auch tatsächlich einen Unterschied fand. Vgl. Lerner, Nagai, S. 103-106. ↑

Es gab unter den 59 Studien noch mindestens eine weitere, die deutliche Unterschiede fand zwischen Kindern, die bei lesbisch lebenden Müttern und Kindern, die bei alleinstehenden Müttern

auswachsen: Die Kinder, die bei lesbischen Müttern aufwuchsen, gaben deutlich häufiger an, schon eine homosexuelle Beziehung gehabt zu haben, homosexuelle Anziehung zu verspüren oder eine homosexuelle Identität für sich zu erwägen. Die Autorin des APA-Berichts würde dieses Ergebnis aber möglicherweise nicht als „Benachteiligung“ für die Kinder / Jugendlichen ansehen, deshalb fiel auch dieser Unterschied gleich ganz unter den Tisch. Vgl. Susan Golombok, Fiona Tasker (1996): Do parents influence the sexual orientation of their children? Findings from a longitudinal study of lesbian families. In: *Developmental Psychology*, Jg. 32, Nr. 1, S. 3-11. ↑

Ich orientiere mich dabei an den Ausführungen in: Brief of Amici Curiae American College of Pediatricians [pdf], Family Watch International, Loren D. Marks, Mark D. Regnerus and Donal Paul Sullins (2015). Hiernach „Amici Brief ACP 2015“, Zugriff am 1. Oktober 2015. ↑

Michael J. Rosenfeld (2010): Nontraditional Families and Child Progress Through School. In: *Demography*, Jg. 47, Nr. 3, S. 755-775. ↑

Ebd., S. 770. ↑

Black et al. (2007): The Measurement of Same-Sex Unmarried Partner Couples in the 2000 U.S. Census, Zugriff am 1. Oktober 2015. ↑

Vgl. Amici Brief ACP 2015, S. 31. ↑

Douglas Allen et al.: Nontraditional Families and Childhood Progress Through School: A Comment on Rosenfeld. In: *Demography*, 2012, Jg. 50, Nr. 3, S. 955-961. ↑

Vgl. ebd., S. 959-960. “[W]e find that children being raised by same-sex couples are 35 % less likely to make normal progress through school; this difference is statistically significant at the 1 % level.” ↑

Jennifer L. Wainwright, Stephen T. Russell, Charlotte J. Patterson (2004): Psychosocial Adjustment, School Outcomes, and Romantic Relationships of Adolescents with Same-Sex Parents. In: *Child Development*, Jg. 75, Nr. 6, S. 1886-1898. ↑

Jennifer L. Wainwright, Charlotte J. Patterson (2006): Delinquency, victimization, and substance use among adolescents with female same-sex parents. In: *Journal of Family Psychology*, Jg. 20, Nr. 3, S. 526-530. ↑

Jennifer L. Wainwright, Charlotte J. Patterson (2008): Peer relations among adolescents with female same-sex Parents. In: *Developmental Psychology*, Jg. 44, Nr. 1, S. 117-126. ↑

Die Daten kamen aus der repräsentativen National Longitudinal Survey Adolescent Health (Add Health) Erhebung. ↑

Vgl. Wainwright (2004), a.a.O., S. 44. D. Paul Sullins kam in einer erneuten Analyse derselben Daten zu dem Schluss, dass es sogar nur in 17 der lesbischen Haushalte keinen Vater oder keine Vaterfigur gab. Siehe die Analyse der Studie von D. Paul Sullins unter Sullins-c in diesem Artikel. ↑

Mark Regnerus (2012-a): How different are the adult children of parents who have same-sex relationships? Findings from the New Family Structures Study. In: *Social Science Research*, Jg. 41, Nr. 4, S. 752-770. ↑

Vgl. Mark Regnerus (2012-b): Parental same-sex relationships, family instability, and subsequent life outcomes for adult children: Answering critics of the new family structures study with additional analyses. In: *Social Science Research*, Jg. 41, S. 1367-1377. ↑

Ebd., S. 752. ↑

Vgl. Regnerus (2012 a), a.a.O., S. 763. Die Frage lautete: "Have you ever been physically forced to have any type of sexual activity against your will?" („Würden Sie irgendwann in ihrem Leben mit Anwendung körperlicher Gewalt zu einer sexuellen Handlung gezwungen?“). Dem stimmten zu: 8 % der Teilnehmer, die mit ihren beiden leiblichen, verheirateten Eltern aufgewachsen waren; 25 % derjenigen, die eine Zeitlang bei ihrem homo-sexuellen Vater mitgelebt hatten; und 31 % derjenigen, die eine Zeitlang bei ihrer lesbischen Mutter mitgelebt hatten. Regnerus weist darauf hin, dass diese Zahlen keine Rückschlüsse auf den Täter zulassen. Möglicherweise, so schreibt er, war bei den Probanden mit der lesbisch lebenden Mutter auch der biologische Vater der Täter, weshalb die Mutter ihn dann möglicherweise verlassen hat. Die Studie gibt darüber keine Auskunft, sondern fordert zu weiteren Untersuchungen auf. Einen Schluss kann man aber vielleicht doch ziehen: Vor sexuellem Missbrauch sind am ehesten diejenigen geschützt, die bei ihren beiden leiblichen Eltern aufgewachsen oder auf-gewachsen sind.

[^37]: Vgl. Regnerus (2012-b): a.a.O., S. 1369.

[^38]: Amici Brief ACP 2015, S. 18.

[^39]: Douglas W. Allen (2013): High school graduation rates among children of same-sex households. In: Review of the Economics of the Household. Jg. 11, Nr. 4, S. 635-658. Allens Studie ist insofern begrenzt, als er nur eine einzige abhängige Variable und auch nur zu einem Zeitpunkt untersucht.

[^40]: D. Paul Sullins (2015-a): Emotional Problems among Children with Same-Sex Parents: Difference by Definition. In: British Journal of Education, Society & Behavioral Science, Jg. 7, Nr. 2, S. 99-120.

[^41]: D. Paul Sullins (2015-b): Child Attention-Deficit Hyperactivity Disorder (ADHD) in Same-Sex Parent Families in the United States: Prevalence and Comorbidities. In British Journal of Medicine & Medical Research, Jg. 6, Nr. 10, S. 987-998.

[^42]: Es waren Daten des U.S. National Health Interview Survey aus den Jahren 1997-2013.

[^43]: Zu den gegengeschlechtlichen Familien zählten die Familien mit den leiblichen Eltern des Kindes, verheiratet oder nicht-verheiratet, sowie Stieffamilien und Alleinerziehende.

[^44]: 3,63 Mal so häufig.

[^45]: Für eine ausführlichere Besprechung der Ergebnisse von Sullins siehe die Zusammenfassung seiner Studie: Emotionale Probleme bei Kindern. Gleichgeschlechtliche und gegengeschlechtliche Familien im Vergleich. Bevölkerungsgestützte, repräsentative Studie aus den USA. Von D. Paul Sullins, zusammengefasst von Jeppe Rasmussen, Zugriff am 1. Oktober 2015.

[^46]: Sullins (2015-a), a.a.O., S. 106.

[^47]: ADHS: Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitäts-Syndrom.

[^48]: Vgl. Sullins (2015-b), a.a.O., S. 992.

[^49]: 19 % gegenüber 15 %. Der Unterschied war statistisch nicht signifikant. Vgl. Sullins (2015-a), a.a.O., S. 110.

[^50]: Sullins (2015-a), a.a.O., S. 114-115. In der vorläufigen Fassung der Studie im Internet sind die beiden Begriffe kursiv geschrieben, in der endgültigen Printfassung fehlt das Kursive.

[^51]: D. Paul Sullins (2015-c): The Unexpected Harm of Same-sex Marriage: A Critical Appraisal, Replication and Re-analysis of Wainwright and Patterson's Studies of Adolescents with Same-sex Parents. In British Journal of Education, Society & Behavioral Science, Jg. 11, Nr. 2, S. 1-22.

[^52]: Wainwright wies selbst auf 26 Konstellationen hin, in denen der Vater oder eine Vaterfigur mitlebte. Zusätzlich dazu fand Sullins eine Konstellation, in der ein Pflegevater mitlebte. Dadurch waren es bei ihm nur 17 Jugendliche, die bei einer lesbisch lebenden Mutter aufwuchsen.

[^53]: Wainwright et al. (2004), a.a.O., S. 1889.

[^54]: Vgl. Sullins (2015-c), a.a.O., S. 9.

[^55]: Die Datenerhebung fand 1995 statt. Da es erst ab 2004 einen rechtlichen Rahmen für eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft in den USA gab, handelt es sich somit um das Selbstverständnis des Paares.

[^56]: Vgl. Sullins (2015-c), a.a.O., S. 9-15.

[^57]: Je höher die Zahl, desto herzlicher / wärmer wird das Elternteil erlebt.

[^58]: Amici Brief ACP 2015, S. 45.

[^59]: Vgl. z. B. Susan L. Brown (2010): Marriage and Child Well-Being: Research and Policy Perspectives. Manuskript der Autorin, Zugriff am 1. Oktober 2015.

[^60]: Vgl. Doris Bischof-Köhler: Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Stuttgart 2006.

[^61]: Vgl. z.B.; Frank Dammasch: Triangulierung und Geschlecht. Das Vaterbild in der Psychoanalyse und die Entwicklung des Jungen. In: Frank Dammasch, Dieter Katzenbach, Jessica Ruth: Triangulierung. Lernen, Denken und Handeln aus psychoanalytischer und pädagogischer Sicht. Frankfurt a. M. 2008, S. 13-39; Stefanie Liebig: Die Bedeutung des Vaters für die kindliche Entwicklung. Folgen von Vaterlosigkeit und Vaterentbehmung. Saarbrücken 2012; Horst Petri: Das Drama der Vaterentbehmung. Freiburg 1999.

[^62]: Vgl. Bischof-Köhler, a.a.O., S. 261.

[^63]: Vgl. A. Dean Byrd (2010): Dual-Gender Parenting for Optimal Child Development. In: Journal of Human Sexuality, Jg. 2, S. 105-124. Mit vielen Hinweisen zu weiteren Studien.

[^64]: Vgl. Ilanit Gordon et al. (2010): Oxytocin and the Development of Parenting in Humans. In: Biol Psychiatry, Jg. 68, Nr. 4, S. 377-382.

[^65]: Vgl. Thomas G. Powers (1994): Compliance and self-assertion: Young children's responses to mothers versus fathers. In: Developmental Psychology, Jg. 30, Nr. 6, S. 980-989.

[^66]: Vgl. Anna Sarkadi et al. (2007): Fathers' involvement and children's developmental outcomes: a systematic review of longitudinal studies. In: Acta Paediatrica, Jg. 97, Nr. 2, S. 153-158, hier S. 155.

[^67]: Vgl. Sara McLanahan & Gary Sandefur: Growing Up with a Single Parent: What Hurts, What Helps. Cambridge 1994, Hinweis bei Byrd (2010), a.a.O., S. 113.

[^68]: Kristin Anderson Moore et al. (2002), Marriage from a Child's Perspective: How Does Family Structure Affect Children, and What Can We Do About It? [pdf], In: Child Trends Research Brief, S. 1-2, 6, Zugriff am 1. Oktober 2015. ↑